No. 14 / Juli 1995

Aviso

Informationsdienst der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft

THEMA

Lehrerfahrungen in Moskau

Freies Russisch-Deutsches Institut für Publizistik

Russische und deutsche Wissenschaftler haben an der Lomonossow-Universität ein neues Institut gegründet, um die Journalistenausbildung zu fördern und die Zusammenarbeit zwischen beiden Ländern zu verbessern. Eines der Gründungsmitglieder war Winfried B. Lerg, der noch in diesem Jahr wenige Wochen vor seinem Tode in Moskau gelehrt hat.

Noch steht Lenin in übermächtiger Gestalt im Treppenhaus jenes Gebäudes an der Ulica Mochowaja, in dem die Fakultät für Journalistik der Moskauer Lomonossow-Universität, nicht weit vom Kreml entfernt, untergebracht ist. Hier wurden jahrzehntelang die Journalisten ausgebildet, welche die Prinzipien der „Presse neuen Typs" verwirklichen sollten, die der Vater des Sowjetkommunismus schon 1905 formuliert hatte. Mit dem Fall des alten Systems hat sich auch diese Fakultät von ihrer Tradition zu lösen begonnen. So wird denn auch der marmorne Lenin von nicht wenigen, die man dazu befragt, längst als überfällig empfunden. Niemand weiß aber zu sagen, ob und wann er hier von der Bildfläche verschwinden wird.

Bei dem Versuch, Türen und Fenster aufzustoßen und einen neuen Geist einzulassen, ist man in der Fakultät auf ausländische Unterstützung angewiesen. Dies geschieht etwa durch eine von der UNESCO finanzierte Gastprofessur, die mit wechselnden Kollegen aus anderen Ländern besetzt werden kann. Aber auch ein deutsches Projekt ist hier zu nennen, das inzwischen in Gang gekommen ist.

Die Idee zur Schaffung eines Freien Russisch-Deutschen Instituts für Publizistik (FRDIP) geht auf die Zeit nach dem Fall der Mauer zurück. Ihre Verwirklichung aber hat Jahre gebraucht. Die treibende Kraft auf russischer Seite war Galina Woronenkowa, die das Institut heute leitet. Yassen Zassurski, der langjährige Dekan der Fakultät, machte mit, wenn auch skeptischer wegen der zu erwartenden Schwierigkeiten. Als Partner auf deutscher Seite nahm sich Dietrich Ratzke der Sache an, der Leiter des der „FAZ" angeschlossenen Instituts für Medienentwicklung und Kommunikation (er ist inzwischen zum Honorarprofessor an der Lomonossow-Universität ernannt worden). Beide Einrichtungen taten sich im Gründungsvertrag des FRDIP zusammen. Als Ziele des Instituts wurden folgende Aufgaben festgelegt:

- ❑ die russische journalistische Ausbildung in das europäische System zu integrieren;
- ❑ eine Entideologisierung der Journalistik-Ausbildung zu gewährleisten;
- ❑ die Vertiefung der russisch-deutschen Beziehungen zu fördern;

INHALT

Thema 1
Nachruf 4
Forschung 5
Neue Bücher 6
Essay 7
Institute 12
Selbstportrait 13
Rück-Blick 14
Ausland 15

EDITORIAL

Betrachtet man die Entwicklung unserer Fachgesellschaft in den letzten Jahren, so fällt zunächst die markante Zunahme der Mitgliederzahl auf. Allein im vergangenen Jahr ist sie um ein Zehntel gestiegen: 47 neue Mitglieder sind aufgenommen worden, junge Nachwuchswissenschaftlerinnen ebenso wie gestandene Hochschullehrer. Die Mitgliedschaft in der DGPuK ist offenbar für einen immer größeren Kreis von Herkunftsdisziplinen interessant – die Mischung wird bunter.
Auch qualitativ hat sich einiges geändert: Das Netz der internationalen Kontakte und der interdisziplinären Kooperation ist dichter geworden – gerade die vorliegende Ausgabe von Aviso zeugt davon. Und die interne Differenzierung ist durch die Bildung neuer Arbeitsgruppen weitergegangen.

AVISIERT

Zunehmende Differenzierung verlangt nach verstärkter Integration. Das wichtigste Integrationsmittel ist die gemeinsame Jahrestagung. Mehr als zweihundert Kolleginnen und Kollegen sind diesmal nach Stuttgart-Hohenheim gekommen, um über Gegenwartsprobleme und Zukunftsperspektiven der Multi-Media-Entwicklung zu debattieren. Erfreuliche Bilanz der letzten Jahre: Nicht nur die Teilnehmerzahlen haben zugenommen – die aktive Beteiligung geht quer durch die Berufsfelder, Institute, Altersgruppen.
„Kooperative Konkurrenz" – das Programm einer wissenschaftlichen Fachgesellschaft läßt sich wohl am besten mit dieser Formel beschreiben. Beides muß sie ermöglichen, beides befördern. Kooperative Konkurrenz, das heißt zu deutsch: miteinander rennen.

Walter Hömberg

❑ verschiedene Möglichkeiten der Zusammenarbeit zwischen russischen und deutschen Wissenschaftlern auf dem Gebiet der Publizistik auszubauen;
❑ Hilfen der Fakultäten und Abteilungen für Journalistik der Russischen Föderation zu vermitteln bei der Aus- und Weiterbildung von Journalisten.

Am 18. Oktober 1994 wurde das Institut mit einem offiziellen Akt, unter Anwesenheit des deutschen Botschafters, in Moskau eröffnet. Der weitere Aufbau soll stufenweise vonstatten gehen. Die Lomonossow-Universität stellt einen Raum für das FRDIP zur Verfügung, das ihr aber nicht eingegliedert ist, sondern – wie der Name sagt – „frei" und selbständig arbeitet. Von deutscher Seite kam die Zusage materieller und personeller Unterstützung. Einstweilen ist man ganz auf die „Anschubfinanzierung" durch Stiftungsmittel angewiesen.

Professoren noch „heilig"

Studieren können am FRDIP sowohl Staatsbürger der Russischen Föderation als auch Interessenten aus der Bundesrepublik. Vorrangig dient das Institut gleichwohl den ersteren. Die Kenntnis der deutschen Sprache ist obligatorisch. Das Lernprogramm – im wesentlichen in Deutsch gehalten – tritt ergänzend zu der Ausbildung an der Universität hinzu (jeweils nachmittags). Im Frühjahrssemester 1995, dem zweiten mit einem vollen Programm, gab es Vorlesungen zur deutschen Geschichte und Medienentwicklung, zur journalistischen Arbeitsweise und zur Öffentlichkeitsarbeit.

Ausgefüllt wird das Programm mit eigenem Personal, aber auch mit deutschen, in Moskau arbeitenden Korrespondenten. Für die theoretische Medien- und Publizistik-Ausbildung sollen Fachvertreter aus Deutschland sorgen. Mit Kompaktveranstaltungen dieser Art war schon im Vorfeld der Institutsgründung begonnen worden. Als sehr erwünscht werden Praktika in deutschen Medien angesehen. Mehrere Studierende haben solche schon in den letzten zwei Jahren absolviert, unter anderem bei der „Zeit", der „Frankfurter Allgemeinen", dem Bonner „General-Anzeiger" oder beim WDR.

Rund 20 Studentinnen und Studenten sind bisher am Institut eingeschrieben. Während des Kurses, zu dem ich im März in Moskau war, konnte ich sie näher kennenlernen, überwiegend sehr wache, aufgeschlossene und kritische junge Leute. In Rußland, so sagte mir eine Studentin, sind die Professoren noch „heilig". Das ließ sich ihr in der Kürze der Zeit kaum ausreden. Aber weil neben dem Kursprogramm hinreichend Gelegenheit war für Gespräche, schwand die Distanz (zumindest bei einigen) doch schnell. Jedenfalls war die Offenheit, mit der man jetzt in Rußland sprechen kann, der auffälligste Unterschied zu den Erfahrungen, die ich früher in Moskau gemacht hatte. Wenn dennoch ein etwas deprimierender Eindruck von dem Aufenthalt zurückblieb, dann hatte dies mit anderen Ursachen zu tun: daß es Rußland wirtschaftlich noch immer schlecht geht, daß es den Menschen an Hoffnung auf Besserung fehlt und eine Enttäuschung über die „Demokratie" eingesetzt hat.

Wenige Tage vor meiner Ankunft war Wladislaw Listjew, ein beliebter Fernsehmoderator und seit Januar Generaldirektor des Allgemeinen Russischen Fernsehens (ORT), ermordet worden. Dieser Anschlag erschütterte die Menschen in Moskau auf unglaubliche Weise. Das Grab des Opfers wurde sogleich zu einer Wallfahrtsstätte, auch mir wollte man es unbedingt zeigen. Listjew gehörte offenkundig zu den Hoffnungsträgern gerade der jungen Generation (er war selbst Absolvent der Fakultät für Journalistik, wo Gedenk-Bilder von ihm aushingen). Vermutet wurden hinter dem Attentat Werbeinteressen, denen Listjew wohl zu Leibe rücken wollte. Denn er hatte den Auftrag, dem ORT eine neue Organisationsform zu geben. Die Hoffnung, daß dieses Verbrechen einmal aufgeklärt würde, besaß niemand.

Wandel eingetreten

Riesige Blumengebinde für Listjew lagen auch in Ostankino, dem großen Moskauer Hörfunk- und Fernsehkomplex. Daß man diesen als Ausländer jetzt betreten und besuchen kann, spricht auch für den Wandel, der in Rußland eingetreten ist. Es ist schwer, sich im Labyrinth dieses Komplexes zurechtzufinden. Das enge Nebeneinander mehrerer öffentlicher und privater Radio- und Fernsehveranstalter unter einem Dach überrascht den Besucher. Nicht zu übersehen sind auch hier noch die warnenden Zeichen: in den Wänden die Einschußlöcher, die geblieben sind von dem Versuch, Präsident Jelzin im Oktober 1993 zu stürzen. Auf die Frage, wie gefestigt die Lage ist, bekam man in den Gesprächen unterschiedliche Antworten. Aber daß Unternehmungen wie das Freie Russisch-Deutsche Institut für Publizistik zur Festigung langfristig beitragen können, davon sind Lehrende und Studierende gleichermaßen überzeugt.

Jürgen Wilke

Kriegsberichterstattung als Thema – Tschetschenienkrieg als Hintergrund

Die Gründung des Freien Russisch-Deutschen Instituts für Publizistik als besondere wissenschaftliche Abteilung der Fakultät für Journalistik mit Vertrag vom 11. Januar 1994 war ein Höhepunkt der Bemühungen Winfried B. Lergs, den Demokratisierungsprozeß in der Russischen Föderation zu beobachten, publizistikwissenschaftlich zu begleiten und in praktische Unterstützung vor Ort münden zu lassen. Im Oktober 1975 war Lerg zum ersten Mal mit Studenten in Moskau, um die dortige Fakultät für Journalistik zu besuchen und ein Kennenlernen russischer und deutscher Studenten zu ermöglichen. 1990 hielt er sich mit seiner Mitarbeiterin Marianne Ravenstein und einer Studentin erneut in Moskau auf, um an der Fakultät für Journalistik und bei Gosteleradio Gespräche mit Fachkollegen zu führen und Recherchen für eine geplante Buchpublikation abzuschließen. 1991 publizierte er die Ergebnisse dieser ersten systematischen Untersuchung über die sowjetische Publizistik im Zeichen von Glasnost und Perestroika.

In seinen Bemühungen, auch jüngere interessierte Wissenschaftler stärker im Kreis der Fachvertreter zu integrieren und ihnen die Möglichkeit zu eröffnen, die Arbeits- und Studienbedingungen, vor allem aber die Moskauer Fachkollegen und die Studierenden besser kennenzulernen, bot mir Winfried B. Lerg

als einem seiner wissenschaftlichen Assistenten an, ihn bei seiner Reise im Februar 1995 zu begleiten und bei der Seminarveranstaltung zu unterstützen.

Die Studierenden verhielten sich zu Beginn der Veranstaltung sehr schüchtern und abwartend, legten diese Zurückhaltung im weiteren Verlauf aber schnell ab. Daß es dann bei den verschiedenen Diskussionen im Seminar auch mal etwas lauter wurde, mag an der russischen Mentalität und der eigenen Betroffenheit über das Thema Kriegsberichterstattung gelegen haben. In den Pausen nutzte ich die Gelegenheit, mich mit den Studierenden zu unterhalten, die vor allem Interesse an der Ausbildung in Deutschland, den Berufschancen und möglichen Praktika bei deutschen Medien zeigten.

Medien-Glasnost

Daß ich in der Zeit, in der sich Winfried B. Lerg zu Gesprächen mit Fachkollegen aus dem Institut oder der Fakultät für Journalistik traf und nicht im Seminarraum anwesend sein konnte, die Veranstaltung allein weiterführte, stieß auf große Verwunderung. Daß Assistenten selbst lehren und den Professor vertreten dürfen, war in ihren Augen ungewöhnlich. Auch hatten sie wohl nicht erwartet, daß die Gestaltung der Unterrichtsstunden ein enges Zusammenspiel von Professor und Assistent sein kann. Ihre Verwunderung beruhte sicherlich auf dem großen Respekt, den die russischen Studierenden ihren Dozenten entgegenbringen.

Galina Woronenkowa, die Leiterin des FRDIP, war vor der Veranstaltung, in den Pausen und nach Seminarende ständig unterwegs, um für „ihre" Studierenden etwas Organisatorisches zu regeln. Sie sorgte aber auch für unser Wohlergehen. In den Pausen wurden schwarzer Tee und Kaffee fester Bestandteil jedes Arbeitstages.

Die bewußte Wahl des gerade für russische Studierende sehr aktuellen und brisanten Themas Kriegsberichterstattung sollte eine Wissensvermittlung über allgemeine theoretische und methodische Probleme des Fachs einschließen. Die Absicht Lergs, zur Zeit des Tschetschenienkriegs gerade in Moskau das Thema Kriegsberichterstattung zu behandeln, beunruhigte mich im Vorfeld der Veranstaltung. Lerg hatte aber offenbar durch frühere Besuche eine genaue Vorstellung darüber gewonnen, was in Moskau gebraucht und von uns erwartet wurde. Er wußte, daß Entwicklungen und Veränderungen sehr viel Zeit brauchen, glaubte aber auch daran, daß mit Glasnost und Perestroika die Entwicklung zur demokratischen Publizistik möglich ist, und wollte das in der Lehre befördern.

Unsere Gespräche mit Galina Woronenkowa im Vorfeld der Veranstaltung dienten einer Abstimmung der Arbeitsmaterialien, die aus bespielten Videokassetten, umfangreichen Kopien und verschiedenen Folien bestanden. Daß für die Folien dann am FRDIP kein Projektor vorhanden war und am zweiten Seminartag ein Literaturprofessor ohne vorherige Ankündigung sowohl den Raum für seine Veranstaltung als auch die Studierenden für sein Seminar beanspruchte, zeigte uns, daß Improvisation bei der Durchführung einer solchen Veranstaltung durchaus notwendig werden kann.

Der im Januar 1995 in der ARD gesendete „Presseclub" über Journalisten im Krieg war Diskussionsgrundlage und Einstieg in das Thema. Hier warf unter anderem der Moskauer ARD-Korrespondent Thomas Roth den russischen Truppen in Tschetschenien Völkermord vor. Die etwa 20 Studierenden am FRDIP, die über gute Deutschkenntnisse verfügen, wiesen selbst auf die in den russischen Medien oft kompromißlos verurteilte Position Jelzins und der russischen Truppen in Tschetschenien hin. Daß sich die Studierenden in der Beobachtung und Einschätzung der Kriegsberichterstattung in den russischen Medien so kritisch zeigten, hat mich überrascht. Die Studierenden weisen in ihrem Wissen über grundlegende Probleme des Faches noch große Defizite auf, gleichen sie aber durch ungemeines Interesse, Engagement und eine überdurchschnittliche Motivation wieder aus.

Nach Gründung des FRDIP zu Beginn des Jahres 1994 traf sich Winfried B. Lerg im März mit Vertretern der Fakultät für Journalistik und des FRDIP in Frankfurt am Main, um zusätzliche Mobilitätsmaßnahmen von Hochschullehrern und Studierenden zu besprechen und um mehr Gastvorträge und Veranstaltungen zu ermöglichen. Zu deren Finanzierung beantragte er im Rahmen des „Tempus Tacis"-Programms der Europäischen Union Gelder für ein Vorprojekt. Für das akademische Jahr 1995/96 wurde dieser Antrag erneut von ihm vorbereitet.

Der einwöchige Aufenthalt in Moskau und die dort vorgefundenen Arbeits- und Studienbedingungen haben mich in der Ansicht bestärkt, daß kleine Schritte beim weiteren Aufbau des FRDIP effektiver sind als große, oft unrealistische Planungen. Erforderlich wären vor allem: eine Grundausstattung von Lehrbüchern zum Aufbau einer institutseigenen Bibliothek; die Bereitstellung von Readern für Einführungsveranstaltungen, die beispielsweise Kommunikationsgeschichte, Medienkunde oder Kommunikationstheorien beinhalten und auf den Kenntnisstand der russischen Studierenden abgestimmt sein sollten; die Vermittlung von Abonnements wichtiger Fachzeitschriften und Mediendienste sowie bibliotheksfähige Arbeitsmaterialien für die Studierenden zum persönlichen Gebrauch.

Aufbau weiter unterstützen

Über den Tod Winfried B. Lergs haben die Mitarbeiter und Studierenden am FRDIP in Moskau ihre große Bestürzung ausgedrückt. Sein Engagement für die Zusammenarbeit zwischen dem russischen Institut und verschiedenen Fachvertretern aus Westeuropa sollte vor allem für jüngere Wissenschaftler Ansporn sein, durch eigene Veranstaltungen in Moskau den weiteren Aufbau des Instituts zu unterstützen.

Uwe Stirnberg

FEEDBACK

Mit Interesse habe ich die Äußerungen in „AVISO" zur Debatte um die „digitale Revolution" gelesen. Die Einschätzungen der Herren Hoffmann-Riem und Stolte teile ich. Skepsis ist auch angebracht, nicht zuletzt in ökonomischer Hinsicht. Im übrigen aber reden wir von Entwicklungen, die auf eine nächste Generation treffen, die vielleicht dafür anders disponiert ist als wir dies nach unserer Erfahrung und Mediennutzung sind.

Albert Scharf, München
Vorsitzender der ARD

NACHRUF

Einer der letzten Generalisten

Erinnerungen an Winfried B. Lerg

Am 15. April 1995 ist Winfried B. Lerg gestorben. Er war seit dem 18. Oktober 1971 ordentlicher Professor für Publizistik an der Universität Münster und bis 1994 auch Direktor des dortigen Instituts für Publizistik. Der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft war er nicht nur durch langjährige Mitgliedschaft verbunden. Er gehörte zu dem kleinen Kreis der Gründer oder genauer: der Wiederbeleber dieser Gesellschaft, die 1951 (in einer Vorform) und 1963 endgültig und mit Eintragung ins Vereinsregister errichtet wurde. Beim ersten Mal hätte Lerg (geboren am 23. August 1932 in Frankfurt am Main, Abitur 1952) noch nicht als Wissenschaftler dabei sein können. Aber beide Motoren der Gründungen, Walter Hagemann und Henk Prakke, waren Lergs akademische Lehrer, und beiden hat er assistiert, dem ersten als HiWi, wie das damals noch hieß (obwohl es eigentlich doch WiHi hätte heißen müssen), dem zweiten 1960 bis 1969 als Assistent. Lerg war auch Vorsitzender der Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft (1973-1975) und seit Einrichtung der Arbeitsgruppen einer der Leiter der kommunikationshistorischen Sektion.

Rettendes Stehvermögen

Als studentische Hilfskraft diente man in den fünfziger Jahren noch im wörtlichen Sinne. Während Günter Kieslich schon, neben Hagemann sitzend, dem Hauptseminar präsidieren durfte („Herr Kieslich [räusper, räusper], was meinen sie zu dieser Arbeit?"), schleppte Lerg Bücher oder Zeitungsbände ins Chefzimmer, das durch eine Art Regiefenster mit dem Seminarraum verbunden bzw. (Vorhang zu) von ihm getrennt war. Hagemann war unnahbar, Kieslich und Lerg wirkten immerhin so; Kieslich (Schlesier) taute schneller auf.

Während Good-Seller-Autor Dietmar Grieser Chefredakteur, mindestens aber Feuilletonchef werden wollte und dies auch jedem erzählte, machte Lerg keinen Hehl daraus, daß er Wissenschaftler werden wollte. Dessen ungeachtet schrieb Schmolke seine ersten Proseminararbeiten zusammen mit, wie sich später herausstellte, qualifizierten Abbrechern. Als Hagemann 1959 suspendiert wurde, harrte Lerg aus; selbst dann, als Kieslich ging. Es ist wohl nicht übertrieben zu sagen, daß sein Stehvermögen das Institut gerettet hat, denn politisch stand es auf der Kippe.

Diese Zeit hat Spuren, wenn nicht Narben bei ihm hinterlassen. Insofern war Henk Prakke zunächst wirklich ein Glücksfall. Er verbreitete trotz aller Eigenwilligkeiten ein liberales Klima, das freilich alle seine „Verwalter wissenschaftlicher Assistentenstellen" (neben Lerg waren das Gerhard E. Stoll, Franz W. Dröge und Michael Schmolke) in eine Richtung verbildete: Sie glaubten, dieser zwar leistungsbetonte, aber durchwegs eigenverantwortliche Arbeitsstil sei nun gang und gäbe an Deutschlands hohen Schulen und verstanden fürs erste die Welt nicht mehr, als ab 1968/69 vom tausendjährigen Muff unter den Talaren die Rede war. Auch Prakke, der in seiner Privatsammlung die Nummerntafel seiner NS-deutschen Gefängniszelle aufbewahrte, verstand die Welt nicht mehr, als Studenten die Tür zu seinem Dienstzimmer mit Balken und Stacheldraht verrammelten. Er ging von heute auf morgen, und das Institut mußte wieder einmal gerettet werden.

Zwar hatte Prakke vorgesorgt und, was damals an ein Wunder grenzte, in der mehrheitlich stockkonservativen Fakultät drei Habilitationen durchgesetzt (Lerg und Dröge 1969, Schmolke 1970), aber der Kampf um die Nachfolge wurde mehr mit politischen als mit wissenschaftlichen Mitteln geführt. Günter Kieslich, dem man eigentlich die größten Chancen einräumte, reiste zum Vorsingen aus Salzburg an und bekam in der Diskussion Fragen von erheblicher politischer Absurdität gestellt. Er verließ Münster fluchtartig und zog seine Bewerbung zurück. Als Lerg schließlich obsiegte, hatte er „sein" Institut zum ersten Mal wirklich als das seine; das Erbe brachte freilich auch Erblasten mit sich, die bis heute nicht abgelöst sind. Die politischen Auseinandersetzungen der Jahre 1968 bis 1971, die mit dem Weggang von Franz Dröge nach Bremen ihr intellektuelles Niveau verloren, hinterließen ein System eingegrabener Stellungen. Die Wolken über dem Institut stammten nicht von klärenden Gewittern, sondern vom Pulverdampf.

Unter diesen Umständen ist Lergs Leistung bewunderswert, aber die des Instituts im ganzen nicht minder. Er legte, wie man heute sagt, die Latte sehr hoch. Das galt für Abschlußarbeiten, aber das war auch sein Maßstab, als er die Personalpolitik freier (mit)bestimmen konnte als in den früheren Konfrontationszeiten, die ihn zu Kompromissen zwangen. Bei wichtigen Personalentscheidungen stand ihm die erwartbare wissenschaftliche Leistung eines Bewerbers über allen anderen Kriterien.

Respekt und Dank

In optimistischen Assistentenzeiten, als die „Kommunikation der Gesellschaft" in Rothenberge geschrieben wurde und das „Handbuch der Weltpresse" entstand, waren wir uns einig: Es dürfe keine „Schulen" mehr geben in der Wissenschaft. Lerg-Schüler sind dann aber doch in erheblicher Zahl nachgewachsen. Teils ist ihnen der wichtigste inhaltliche Kern seines Denkens gemeinsam: der die Mediengeschichte überwinden wollende kommunikationsgeschichtliche Ansatz. Teils verbindet sie der strenge wissenschaftliche Stil, der mir durch kompromißlose Quellenredlichkeit, durch Systematisierungs- und Verbegrifflichungsdrang gekennzeichnet zu sein scheint.

Mit Lerg hat 1971 zum ersten Mal ein Ab-ovo-Publizistikwissenschaftler eines der drei klassischen (deutschen) Institute übernommen. Er mußte sich neben hochqualifizierten Seiteneinsteigern (in Berlin, München und Mainz) bewähren, wie nach ihm kaum noch ein Nachwuchswissenschaftler. Insofern stand er am Anfang eines Generations- und Modellwechsels. Wer immer nach dieser Generation der letzten Generalisten kam, hatte mindestens die Gelegenheit, sich zu spezialisieren. Die breite Basis, die im Haus am Domplatz und später am Bispinghof unter Lergs Ägide vermittelt wurde, war für viele eine solide Aussteuer. Respekt und Dank.

Michael Schmolke

FORSCHUNG

Kooperativ, kompetent, glaubwürdig

Positives Experten-Bild bei Journalisten

Den Ursachen der vielbeklagten Spannungen im Verhältnis von Wissenschaftlern und Journalisten bei der Berichterstattung über Risiken nachzugehen, war das Ziel eines Projektseminars am Institut für Publizistik der Universität Münster. Doch das empirische Forschungsprojekt endete zunächst einmal mit einer Überraschung: 82 Prozent der befragten Journalisten und 75 Prozent der parallel befragten wissenschaftlichen Experten, die miteinander ein persönliches oder telefonisches Gespräch geführt hatten, zeigten sich jeweils „voll zufrieden" mit dem Gesprächsverlauf. „Überhaupt nicht zufrieden" waren lediglich 1 Prozent (Journalisten) bzw. 2 Prozent (Experten) der Befragten. Die restlichen Befragten waren „nur teilweise zufrieden".

Die Journalisten beschrieben die Experten überwiegend als kooperativ, kompetent und glaubwürdig. Umgekehrt waren die Einzelbewertungen etwas kritischer, doch überwogen auch hier die positiven Erfahrungen; kaum einer der Experten erlebte zum Beispiel die Journalisten als „ablehnend". Über die journalistische Wiedergabe ihrer Äußerungen sagten 68 Prozent der zitierten Experten, sie seien „im wesentlichen" zufrieden. Lediglich 9 Prozent äußerten sich völlig unzufrieden; die übrigen Experten gaben an, „nur zum Teil" zufrieden zu sein.

Studenten als Forscher

Das Forschungsvorhaben ist vom Wintersemester 1992/93 an im Rahmen einer über vier Semester laufenden Lehrveranstaltung vom Verfasser mit Studentinnen und Studenten im Hauptstudium am Münsteraner Publizistik-Institut entworfen, durchgeführt und ausgewertet worden. Die Teilnahme an einem viersemestrigen „Projekt" ist in Münster obligatorisch für Hauptfach-Studenten und dient der Methodenausbildung sowie der Vertiefung eines inhaltlichen Schwerpunktbereichs (hier „Risikokommunikation"). Der Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft förderte das Projektseminar und ermöglichte damit eine über den üblichen Rahmen von Lehrveranstaltungen hinausgehende empirische Erhebung. Die ersten Ergebnisse liegen auch in Form eines Projektberichts vor.

Grundlage der Studie sind Expertenäußerungen in Artikeln, die Risikothemen behandelten. Ausgewertet wurden 22 Tages- und Wochenzeitungen, politische Magazine, Illustrierte und populärwissenschaftliche Zeitschriften. Während des Auswahlzeitraums von zwei Monaten fanden wir 508 Expertenstatements in 292 Artikeln. Die Statements haben wir analysiert, die zitierten Experten und die Artikelautoren befragt. Bei den Befragungen erzielten wir eine Ausschöpfung von 46 (Experten) bzw. 54 Prozent (Journalisten).

Bedingt durch die Art der Erhebung sind in unserer Stichprobe vor allem Experten mit hoher Medienerfahrung sowie Journalisten mit häufigem Kontakt zu Experten vertreten. 60 Prozent der Journalisten gaben an, für das Ressort „Wissenschaft/Technik/Medizin" zu arbeiten. Hier liegt möglicherweise einer der Gründe für die insgesamt recht positiven Erfahrungen beider Seiten: Die Zugehörigkeit der Journalisten zum Wissenschaftsressort ist positiv mit der Zufriedenheit beider Seiten assoziiert. Ein weiterer Grund dürfte darin bestehen, daß in der Mehrzahl der Fälle nicht Forschungsergebnisse der Experten referiert wurden, sondern problembezogene Expertenäußerungen wiedergegeben wurden. Bei unserer Inhaltsanalyse stellte sich heraus, daß die Ansichten der zitierten Experten überwiegend mit der „Tendenz" der Artikel übereinstimmten und die Experten nur selten negativ bewertet wurden.

Die Vorstellungen der befragten Journalisten und Experten über die Aufgaben und Funktionen des Journalismus liegen ebenfalls nahe beieinander. Zwar finden sich auch hier die bereits von anderen Befragungen bekannten unterschiedlichen Akzentuierungen der journalistischen Kontroll- und Kritikfunktion sowie der Unterhaltungsfunktion. Bei den meisten der vorgelegten Items sind die Unterschiede jedoch eher gering. „Sachlich" und „objektiv berichten", „Mißstände aufdecken", die „Bevölkerung informieren" und „aufklären" wird von Experten und Journalisten gleichermaßen akzeptiert. „Übertreiben" und „sensationalisieren" wird übereinstimmend abgelehnt. Gegenüber der politischen Neutralitätsforderung für Journalisten sowie der journalistischen Aufgabe, „Sprachrohr" der Bevölkerung zu sein, haben beide Gruppen eine ähnliche, uneindeutige Haltung.

Übersetzerrolle umstritten

Klare Unterschiede zwischen den Experten und Journalisten gibt es dagegen bei den gewünschten Regeln der Interaktion. Die Forderung von Wissenschaftlern, Artikel vor der Veröffentlichung „gegenlesen" zu dürfen, findet sich sehr stark auch bei den von uns befragten Experten. Von den Journalisten wird diese Forderung allerdings deutlich zurückgewiesen. Während sich Experten in Übereinstimmung mit wissenschaftlichen Normen beim Kontakt mit Journalisten auf ihr enges Fachgebiet beschränken und Wertungen unterlassen wollen, werden diese Verhaltensweisen von den Journalisten nicht bzw. nur bedingt gewünscht. Und schließlich akzeptieren Experten die von den Journalisten fast einhellig reklamierte „Übersetzerrolle" nur sehr zurückhaltend.

Die von uns befragten medienerfahrenen Experten und expertenerfahrenen Journalisten zeigen also Übereinstimmungen in allgemeinen Auffassungen zum Journalismus und Gegensätze hinsichtlich der Aufgaben, Rechte und Pflichten bei der konkreten Interaktion. Trotz dieser Gegensätze sind Journalisten und Experten in den meisten Fällen in der Lage, sich zu arrangieren und die in der Regel von den Journalisten initiierten Kontakte für beide Seiten akzeptabel zu gestalten. *Hans Peter Peters*

FUSSNOTENMUSEUM VIII

94) Das Objektivitätsproblem im Kommunikationsprozeß kann vom Rezipienten nicht gelöst werden, wenn er eine Zeitung im Dunkeln lesen will.

Aus Christoph Neuberger: Objektivität und Relevanz als Probleme journalistischer Kommunikation. Dissertation Eichstätt 1995, Seite 31, Fußnote 94

NEUE BÜCHER

Die nachfolgend angezeigten Monographien und Sammelbände von Mitgliedern sind in den letzten Monaten erschienen. Die Redaktion bittet um entsprechende Hinweise.

Bentele, Günter/Liebert, Tobias (Hg.): Verständigungsorientierte Öffentlichkeitsarbeit. Darstellung und Diskussion des Ansatzes von Roland Burkart. Leipzig: Universität 1995 (= Leipziger Skripten für Public Relations und Kommunikationsmanagement 1)

Brosius, Hans-Bernd: Alltagsrationalität in der Nachrichtenrezeption. Ein Modell zur Wahrnehmung und Verarbeitung von Nachrichteninhalten. Opladen: Westdeutscher Verlag 1995

Bruck, Peter A./Stocker, Günther: Die ganz normale Vielfältigkeit des Lesens. Zur Rezeption von Boulevardzeitungen. Münster, Hamburg, London: Lit 1995 (= Medien & Kommunikation 23)

Burkart, Roland: Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umrisse einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. 2., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1995



Erbring, Lutz: Kommunikationsraum Europa. Konstanz: UVK-Medien/Ölschläger 1995 (= Schriftenreihe der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 21)

Frank, Daniela: Dimensionen der Programmkonzeption entwicklungsorientierter Hörfunkarbeit. Eine Untersuchung der Arbeit kultureller Radiostationen in Mittelamerika. Konstanz: UVK-Medien/Ölschläger 1994 (= Wissenschaftsforum 2)

Fröhlich, Romy/Holtz-Bacha, Christina: Geschlossene Gesellschaft? Zwischen Majorität und Minorität – Frauen in der Publizistik. Bochum: Brockmeyer 1995 (= Frauen und Massenmedien 6)

Hagen, Lutz M.: Informationsqualität von Nachrichten. Meßmethoden und ihre Anwendung auf die Dienste von Nachrichtenagenturen. Opladen: Westdeutscher Verlag 1995 (= Studien zur Kommunikationswissenschaft 6)

Hamm, Ingrid (Hg.): Bericht zur Lage des Fernsehens für den Präsidenten der Bundesrepublik Deutschland. Gütersloh: Verlag Bertelsmann Stiftung 1995

Hickethier, Knut: Aspekte der Fernsehanalyse. Methoden und Modelle. Münster, Hamburg: Lit 1994 (= Beiträge zur Medienästhetik und Mediengeschichte 1)

Hoffmann-Riem, Wolfgang/Vesting, Thomas (Hg.): Perspektiven der Informationsgesellschaft. Baden-Baden: Nomos 1995 (= Symposien des Hans-Bredow-Instituts 16)

Jarren, Otfried/Knaup, Bettina/Schatz, Heribert (Hg.): Rundfunk im politischen Kommunikationsprozeß. Jahrbuch 1995 der Arbeitskreise „Politik und Kommunikation" der DVPW und der DGPuK. Münster, Hamburg, London: Lit 1995

Kofler, Georg/Graf, Gerhard (Hg.): Sündenbock Fernsehen? Berlin: Vistas 1995

Kunczik, Michael/Heintzel, Alexander/Zipfel, Astrid: Krisen-PR. Unternehmensstrategien im umweltsensiblen Bereich. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1995 (= Public Relations 2)

Langenbucher, Wolfgang R. (Hg.): Publizistik und Kommunikationswissenschaft. Ein Textbuch zur Einführung. Neuausgabe. Wien: Braumüller 1994 (= Studienbücher zur Publizistik- und Kommunikationswissenschaft 1)

Langenbucher, Wolfgang R./Hausjell, Fritz (Hg.): Vertriebene Wahrheit. Journalismus aus dem Exil. Wien: Ueberreuter 1995

Mahle, Walter A. (Hg.): Deutschland in der internationalen Kommunikation. Konstanz: UVK-Medien/Ölschläger 1995 (= AKM-Studien 40)

Maletzke, Gerhard/Steinmetz, Rüdiger (Hg.): Zeiten und Medien – Medienzeiten. Karl Friedrich Reimers zum 60. Geburtstag. Leipzig: Universitätsverlag 1995

Minholz, Michael/Stirnberg, Uwe: Der Allgemeine Deutsche Nachrichtendienst (ADN). Gute Nachrichten für die SED. München u.a.: Saur 1995 (= Kommunikation und Politik 27)

Schenk, Michael: Soziale Netzwerke und Massenmedien. Untersuchungen zum Einfluß der persönlichen Kommunikation.Tübingen: Mohr 1995

Schönbach, Klaus/Goertz, Lutz: Radio-Nachrichten: bunt und flüchtig? Eine Untersuchung zu Präsentationsformen von Hörfunknachrichten und ihren Leistungen. Berlin: Vistas 1995 (= Schriftenreihe der Hamburgischen Anstalt für neue Medien 12)

Schütte, Georg: Informationsspezialisten der Mediengesellschaft. Die Produktion und Präsentation von Fernsehnachrichtensendungen in den USA, der Bundesrepublik Deutschland und der DDR. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag 1994

Vorderer, Peter/Friedrichsen, Mike/Wulff, Hans-Jürgen (Hg.): Suspense. Conceptualizations, Theoretical Analyses, and Empirical Explorations. Hillsdale N.J.: Erlbaum 1995

Wallisch, Gianluca: Journalistische Qualität. Definitionen – Modelle – Kritik. Konstanz: UVK-Medien/Ölschläger 1995 (= Forschungsfeld Kommunikation 6)

Wilke, Jürgen/Schenk, Birgit/Cohen Akiba A./Zemach, Tami: Holocaust und NS-Prozesse. Die Presseberichterstattung in Israel und Deutschland zwischen Aneignung und Abwehr. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1995 (= Medien in Geschichte und Gegenwart 3)

Winterhoff-Spurk, Peter (Hg.): Psychology of Media in Europe. The State of the Art – Perspectives for the Future. Opladen: Westdeutscher Verlag 1995

ESSAY

Unter der Maske des Berufs das Gesicht wahren

Die Wiederentdeckung der journalistischen Persönlichkeit

„In einem Aufsatz über ‚Wallensteins Lager' schrieb ich das Gegenteil von dem, was er uns ein paar Stunden gelehrt hatte, und ich versuchte, die Richtigkeit meiner konträren Meinung zu beweisen. Er gab mir eine Eins, ließ mich den Aufsatz in der Klasse vorlesen und verschaffte mir ein Hochgefühl, das mich später, wenn ich als Theaterkritiker in tiefen Zweifeln stak, sanft ermutigte: Wenn es möglich gewesen ist, einen Studienrat herumzukriegen, mußte es möglich sein, alle anderen Menschen zu überzeugen."

Ein Journalist erinnert sich: Das kleine Ereignis einer Schulstunde wird in der autobiographischen Rückschau zur Schlüsselszene. Jugendlich naiv empfundenes Glücksgefühl angesichts gelungener Überzeugung eines Älteren wirkt weiter als Mutmacher für berufliche Situationen, in denen erworbene professionelle Kompetenz nicht hilft. Die Darstellung jener Schlüsselszene ist in der Autobiographie des „FAZ"-Theaterkritikers Georg Hensel („Glück gehabt", 1994) mittels Emphase ironisch gefärbt. Solche Selbstironie des Autors sichert die Glaubwürdigkeit seiner Aussage – es war wirklich so. Wußte Hensel nicht weiter, war es oft die Erinnerung an jene Schlüsselszene, die ihn „sanft ermutigte", die Sorge des Nichtkönnens abzustreifen, um dann mutig zu texten.

Journalisten-Lebensgeschichten sind Berufsbiographien und zugleich Bildungsgeschichten von Autoren. Die neuere Kommunikatorforschung hat inzwischen gezeigt, daß Berufsbiographien von Kommunikatoren systemisch begriffen werden müssen. Der einzelne journalistische Autor entwickelt seine Berufsbiographie inmitten von Kontexten: Redaktionen, Verlagshäusern, gängigen Wert- und Normensystemen beruflichen Handelns, Traditionen und Neuanforderungen aufgrund des Wandels von Arbeitstechniken.

Es sieht so aus, als ob die der beruflichen Sozialisation vorausgehende Bildungsgeschichte marginal sei fürs professionelle Handeln, ja, daß Professionalisierung als eigensinniges Fortschreiben von Bildung eines autonomen Subjekts gar nicht begriffen werden dürfe. „Ein letztlich personenzentrierter Journalismus würde aber die Funktionen des Journalismus auf die Handlungen einzelner Journalisten verkürzen und den Blick auf die strukturellen Faktoren verstellen, die dem Journalismus seine Identität verleihen", lese ich in einem neueren Lehrbuch. Gibt es also keine Chancen für die widerborstige Identität des einzelnen Journalisten gegenüber der behaupteten Identität des Systems Journalismus? Eine Konzentration auf „journalistische Persönlichkeiten als geistige Gestalter von Medienbotschaften" sei wissenschaftlich obsolet, lese ich. Dies gelte auch für Versuche, die „einen an Kisch orientierten idealistischen und pauschalen Journalismusbegriff zugrunde legen". Klar, wer möchte heute in der Ellenbogengesellschaft noch ein naiv idealistisches und obendrein pauschales berufliches Selbstverständnis mit sich herumschleppen?!

Zynisch könnte ich nun von Erfahrungen aus der überbetrieblichen Volontärsausbildung oder aus Redaktionsberatungen berichten, daß inzwischen die Botschaften der Kommunikatorforschung dort wie Volltreffer angekommen seien. Hinweise auf das System der Redaktion, des Tagesgeschäfts, des Verlagshauses sind rasch schon dem jüngsten Volontär zur Hand: um dem Weiterbildner mal eben schnell zu verdeutlichen, wie wenig Bodenhaftung er mit seiner Idee der eigensinnigen journalistischen Persönlichkeit und ihren identitätsstiftenden Bemühungen um Kürleistungen im redaktionellen Alltag habe.

Mangelnde Motivation, sperrige Kommentare zu schreiben, das Selbsturteil der vornehmen Unfähigkeit zum Glossieren, die Scheu, beim Porträt und beim Interview greller zu beleuchten oder schärfer nachzufassen – all das läßt sich mühelos mit der täglich weitertrottenden Karawane des Gesamtsystems Presse oder Hörfunk oder Fernsehen begründend illustrieren. Außer bei Sportjournalisten scheint frühe Resignation im Job als Stallgeruch bisweilen wie eine Duftnote akzeptiert zu sein. Gerade Volontäre und Redakteure mit kommunikationswissenschaftlichem Studium im Argumentationsgepäck scheinen das Wissen der Kommunikatorforschung als resignativen Hintergrund ihrer Plädoyers für die Vergeblichkeit individueller Initiativen im Job zu nutzen. „Anwalt" oder „Unterhalter", „Chronist" oder „Investigator", nun, das seien eben Rollen, die man nach Opportunität der Umstände des Systems wählen könne oder eben nicht.

Gerade Volontäre und Redakteure mit kommunikationswissenschaftlichem Studium scheinen das Wissen der Kommunikatorforschung als resignativen Hintergrund ihrer Plädoyers für die Vergeblichkeit individueller Initiativen im Job zu nutzen

Kein Wunder, daß jene Erfahrungen, jene Lernprozesse für die nachwachsende Journalistengeneration versickern, die dort versammelt sind, wo die systemisch genormte Berufsbiographie mit einem individuellen Bildungsschicksal sich amalgamiert. Ich spreche von Journalisten-Autobiographien. Solche Texte zielen schon angesichts ihres Appellcharakters dem Leser gegenüber auf den Versuch, den variantenreichen Wegverlauf zwischen vorgegebenen Mediensystem-Bedingungen und subjektiven Motiven, Wünschen, Neigungen und Zielen im Sinne des Bildungsprozesses einer journalistischen Persönlichkeit nachzuzeichnen und zu deuten.

Unmöglichkeiten und Chancen, Ecken und Kanten, Krisen und Glücksmomente einer beruflich geprägten Biographie

kommen im Lichte subjektiver Deutung als Leistung einer Autoren-Persönlichkeit zum Vorschein. Kontrollinstanz für die Selbsteinschätzungen, Bewertungen, Deutungen des Autobiographen ist zunächst ausschließlich der Leser mit seinem Wissen, seinen Deutungsperspektiven. Unbrauchbar für eine kommunikationswissenschaftliche Interpretation ist autobiographisches Material dennoch nicht. Zunächst sind Autobiographien Quellen der Kommunikationsgeschichte für solche Szenerien, die zum Beispiel weder in Zeitungstexten noch in Verlagsakten dokumentiert sind. Wie viel weniger wüßten wir über Interna des Pressebetriebs im Dritten Reich ohne Margret Boveris „Verzweigungen" oder Karl Korns „Lange Lehrzeit". Zugleich dokumentieren solche Autobiographien in ihrer sprachlichen Gestaltung, in der Verfaßtheit ihrer Deutungsmuster des Berufs, des politischen Verhaltens, die Gratwanderungen von Anpassung und Distanz im Journalismus-System eines totalitären Regimes.

Mag die empirisch-systematische Kommunikatorforschung uns die Illusion des Leitbildes von der autarken journalistischen Persönlichkeit ausgetrieben haben – der Blick auf autobiographisch erzählte Berufsschicksale, kommunikationswissenschaftlich interpretiert als nachträglich geschriebene Partituren möglicher Wege zum Beruf und innerhalb der Profession, dieser Blick muß wiederentdeckt und geschärft werden. Es wäre ein methodologisches Selbstmißverständnis der Kommunikationswissenschaft, wenn sie sich des kommunikativen Geschehens bemächtigen zu können glaubte unter Umgehung der Selbstdeutung der Träger dieses Geschehens.

Die Identifizierung, Interpretation, also Bestimmung von Genese und Kontext solcher Selbstdeutung führt zur Aufdeckung von Sinnstiftungsformen innerhalb individueller journalistischer Mentalitäten. Freilich sind solche Mentalitäten systemisch vor- und mitgeprägt – aber eben auch bildungsgeschichtlich beim individuellen Autor determiniert. Vor dem Hintergrund eines gesellschaftlichen Kommunikationssystems werden mittels der Autobiographie lebendige Gestalten deutlich. Nicht in normativer Absicht, sondern im Sinne der Mitteilung von konkreter Orientierung lassen sich solche Gestalten lesen – gerade auch angesichts der Krisen und Brüche journalistischer Lebenswege.

„Ein Nichtseßhafter war ich auch als Reporter", schreibt Michael Holzach (1947-1983) in seinem autobiographischen Bericht „Deutschland umsonst – zu Fuß und ohne Geld durch ein Wohlstandsland" von 1982. „Abhauen war mein Beruf, und ich wurde gut dafür bezahlt. Gratis dazu gab es schöne Reisen, teure Hotels, gutes Essen, berufliches Renommee" – aber solche Reporterromantik war Michael Holzach schließlich zuwider angesichts der schlichten Frage: „Aber was war mit den Leuten, über die wir berichteten?" Eine Reportage über Spätaussiedler aus Polen Mitte der siebziger Jahre wird für Holzach zum Schlüsselerlebnis. Er berichtet mit seinem Fotografen-Kollegen Timm Rautert über das vergebliche Ausreisebegehren von Polen deutscher Nationalität. Nach der Reportage im „Zeitmagazin" darf die Familie endlich reisen. Und erneut werden die Aussiedler von Holzach und Rautert, nun im Lager Friedland, mit Kamera und Schreibblock empfangen. Die Autoren rufen zu Patenschaften zwecks erleichterter Integration in der neuen Heimat auf.

Im autobiographischen Rückblick verurteilt Holzach in großer Härte sein journalistisches Verhaltensmuster: „Auf die Idee, selbst Pate zu werden, kamen wir erst gar nicht. Wir hatten einen guten Artikel geschrieben und damit war die Sache erledigt. Längst wartete ein neues ‚brandaktuelles' Thema darauf, daß wir es anpackten: Gastarbeiter, Arbeitslose, Chile-Flüchtlinge, Nichtseßhafte, jugendliche Trinker. So schmarotzten wir uns mit unserem ‚sozial engagierten Journalismus' durch das Elend der Leute, und oft wurde uns selbst hundeelend dabei. Zwar brachten wir der Öffentlichkeit die Probleme mancher Randgruppe näher und dienten damit auch deren Interessen, doch die Betroffenen selbst blieben dabei fast immer auf der Strecke. Sie hatten uns ihre Not geschildert, wir nahmen alles zu Protokoll, machten Bilder, und weg waren wir."

Der Handlungsimpuls, der in der Vermittlungsleistung drinsteckt, ist nicht mehr Sache des Journalisten, ist Sache des Lesers, Sache der mittels journalistischer Arbeit hergestellten Öffentlichkeit

Worunter Holzach leidet? Darunter, daß der journalistische Zugriff auf die Wirklichkeit notwendig partikular bleibt, daß er zwar ein Problem – das Lebensschicksal eines Menschen – engagiert zum Thema für Leser macht, aber zu mehr eben nicht: nur zum Thema für Leser, für Hörer, für Zuschauer. Und mit dieser Vermittlungsleistung endet der interne Zweck journalistischer Arbeit. Der Handlungsimpuls, der in der Vermittlungsleistung drinsteckt, ist nicht mehr Sache des Journalisten, ist Sache des Lesers, Sache der mittels journalistischer Arbeit hergestellten Öffentlichkeit. Wäre es anders, handelten und entschieden Journalisten stellvertretend für die Öffentlichkeit, entmündigten sie.

Holzach kündigt bei der „Zeit", geht zu einer pietistischen Sekte nach Kanada, zu den Hutterern, lebt ein Jahr lang bei ihnen – um dann doch über sie zu schreiben: „Das vergessene Volk – Ein Jahr bei den deutschen Hutterern in Kanada", so der Buchtitel von 1980. Aber selbst solche langdauernde und sensible Tiefenrecherche für diese Reportage in Buchform ist für Holzach am Ende doch kein Ausweg aus dem Leiden an der Partikularität seines beruflichen Handelns. Ein Jahr lang „trug" Holzach „hutterische Tracht, betete hutterische Gebete, erntete hutterischen Weizen" – mit diesem Ergebnis: „Die strenggläubigen Hutterer mißverstanden mein persönliches Engagement und betrachten mich heute fast als Abtrünnigen, der in ihre Gemeinschaft gekommen war, nicht um einer der ihren zu werden, sondern allein um ein Buch zu schreiben. Wieder einmal stand ich ratlos vor einem Scherbenhaufen, und doch glaubte ich, richtig gehandelt zu haben."

Das Selbsturteil deutet darauf hin, daß mittels der großen Reportage das Problem journalistischer Partikularität gleichsam suspendiert ist. Wohl deshalb, weil Holzach schon mit der Wahl des Themas „Hutterer" zwar eine fremde soziale Welt thematisierte, aber nicht mehr im Sinne sozialen Engagements für Betroffene. Ziel war nun, Lesern mittels der sensibel dokumentierten pietistischen Lebenswelt einen kritischen Spiegel in die Hand zu geben.

Aus der Sicht des Hutterer-Buches litt Holzachs sozial engagierter Journalismus gar nicht so sehr an seiner Folgenlosigkeit. Sondern am Zweifel an der Glaubwürdigkeit dessen, was im Blatt erschien – angesichts der laxen, per

Alfa-Romeo-Fahrten an die sozialen Brennpunkte betriebenen Recherche fürs „Zeitmagazin". Holzach gibt präzise jene Szenen seiner journalistischen Lebensgeschichte wieder, in denen sein Leiden an der Partikularität des bloßen Jobs entsteht. Auf seiner Wanderung „zu Fuß und ohne Geld durch ein Wohlstandsland" ist er gerade im tiefsten Ruhrpott unterwegs: „Baukau, Wanne, Bismarck, Schalke, Hessler, Altenessen, Ebel – alles Namen, die mir etwas sagen. Als Zeitungsvolontär war ich oft in dieser Gegend unterwegs, um alte Leute zu interviewen für die Rubrik ‚Wir gratulieren'. Dieser ‚Job' war in der Redaktion so unbeliebt wie das Schreiben des Wetterberichts oder des Veranstaltungskalenders, ich aber tat es gern, denn die Jubilare hatten mir viel zu berichten."

In den farbigen, differenzierten Lebensgeschichten alter Menschen im Ruhrgebiet spiegelt sich die gesellschaftlich mühsam zustande gekommene Identität einer Industrieregion. Holzach zeigt dies am Beispiel eines neunzigjährigen Ruhrpöttlers aus Polen, der als Neunzehnjähriger Ende des vergangenen Jahrhunderts in den Pütt, ins Bergwerk ging, der der Madonna von Tschenstochau treu blieb, im Gesangverein nur polnische Lieder sang, die Noten und Texte während der NS-Diktatur im Kaninchenstall verbarg und rettete, die Fußballhelden Szymaniak, Tibulski und Cszepan bewunderte. Und was kam journalistisch dabei heraus, aus der Differenziertheit eines gelebten Lebens? Der Volontär Holzach hatte dies „in der ‚Westfälischen Rundschau' mit einem Dreizeiler abzufeiern. Es las sich ungefähr so: ‚Franz Wachowiak begeht heute sein 90. Wiegenfest. Wir wünschen unserem treuen Leser und altverdientem Bergmann weiterhin einen schönen Lebensabend.'"

Schaut man genauer hin, bis zur autobiographisch erkennbaren Wurzel jenes Leidens an der Partikularität journalistischen Arbeitens, so ist die Unglaubwürdigkeit des journalistischen Texts für Autor und Publikum die Wurzel. Nicht die Beschränkung des Journalisten auf seine Arbeit als Kommunikator für Leser verursacht jenes Gefühl der Belanglosigkeit, Folgenlosigkeit. Sondern es ist die zynische Routine der schlechten journalistischen Traditionen: daß zum Beispiel Menschen in der Zeitung abgefeiert, abgefackelt werden wie in jener Jubiläumsrubrik der „Westfälischen Rundschau".

Nicht die Beschränkung des Journalisten auf seine Arbeit als Kommunikator für Leser verursacht jenes Gefühl der Belanglosigkeit. Sondern es ist die zynische Routine der schlechten journalistischen Tradition

Autobiographisch enttarnt es sich als Irrtum, daß Holzach beim „Zeitmagazin", der nächsten Station, später bei den Hutterern als journalistischer Buchautor, an der mangelnden Handlungsqualität seines „sozial engagierten Journalismus" gelitten hat. Worunter er tatsächlich litt, war die Unmöglichkeit, die eigene, autobiographisch erworbene Subjektivität, seine Bildungsgeschichte, ins Spiel der journalistischen Berufsrolle einzubringen. Er schreibt: „Nach all diesen Erfahrungen grub ich meinen alten Plan wieder aus, eine autobiographische Wanderung durch Deutschland zu machen, zunächst noch ohne jede Verwertungsabsicht. Ich wollte einfach losgehen und die Orte ansteuern, die mit mir persönlich etwas zu tun haben. Wen interessieren schon Holzminden oder Heppenheim oder Bergisch-Gladbach, fragte ich mich, die interessieren vor allem mich selbst. Und unterwegs wollte ich den Menschen, über die ich früher Artikel geschrieben hatte, nicht als Reporter begegnen, sondern als einer, der selbst notleidend ist, der Hilfe braucht und der in erster Linie kein Informationsbedürfnis hat, sondern Hunger. So war das Projekt in meinem Kopf gewachsen, und als ich losging, steckte dann doch die Kamera in meinem Rucksack."

Und natürlich führt Holzach in den 174 Tagen seiner Wanderung wie ein Buchhalter seiner selbst Tagebuch zwecks Entdeckung des Selbstdeutungsmusters, zwecks Entdeckung der lebensgeschichtlich geprägten beruflichen Identität. Auf der Wanderung „dämmert" dem Reporter Holzach in seiner selbstgewählten Rolle des Land- und Stadtstreichers, „wie sehr ich doch ganz der alte geblieben bin. Vielleicht ist diese Wanderschaft gar nichts Neues für mich, sondern nur die Fortsetzung meines Lebenswegs mit anderen Mitteln. Die Füße ersetzen den Alfa, die leeren Taschen die vollen, aber ansonsten bin ich nach wie vor für jede ‚heiße Story' dankbar." Während der 174 Tage dauernden Tiefenrecherche gelingt Holzach die Erkenntnis seines autobiographischen Deutungsmusters.

Unter der Maske des Berufs das Gesicht zu wahren: darauf kommt es an – und darauf, dem Leser zugleich doch als journalistischer Autor offenzulegen, daß die Recherchewege bisweilen gar nicht anders als mit Berufsmaske gegangen werden können. Aber indem im journalistisch-kommunikativen Produkt dem Leser zugleich diese Maskenproblematik gezeigt wird, ist der Ausweg zur Glaubwürdigkeit gefunden.

In der journalistischen Großreportage jedenfalls herrscht Klarheit – von sozial engagiertem Journalismus ist keine Rede mehr. Recherche und Text sind „Selbstexperiment" eines „Doppelgängers": des „schreibenden Wandergesellen" und des „wandernden Schreibers auf der selbstverliebten Suche nach der eigenen Vergangenheit". Die in sich selbst verliebte, narzistische Persönlichkeit des Schreibers, die für den Leser zugleich als offengelegte Subjektivität in ihrer freien Begegnung mit den Dingen der Welt zum Vorschein kommt – das macht die journalistische Identität des Michael Holzach aus, nicht sein soziales Engagement.

„Du Schlappschwanz" – dieser höhnische Zuruf der Mutter zum kleinen Michael vor den Gästen, oft vor ihrem jeweiligen Liebhaber: das forderte zum lebenslänglich zu wiederholenden Gegenbeweis heraus. „Heute können sie mich nicht mehr Schlappschwanz nennen, zu Fuß einmal durch Deutschland, das soll mir erst mal einer ihrer Männer nachmachen." Ständiger Beweis des Könnens, auch später, nachdem Holzach „das dritte Mal sitzengeblieben war" – das ist die eine subjektive Triebfeder. Und die andere? „Kurz nach meiner Geburt zerbrach die Kriegsehe meiner Eltern, und ich wanderte von Hand zu Hand, wechselte öfter die Bezugspersonen als mir guttat." Deshalb sei er „eigentlich schon in der Wiege ein Nichtseßhafter" gewesen. Nichtseßhaftigkeit aber heißt zugleich Freiheit von Bindungen, wie sie in bürgerlicher Normalität üblich sind – und diese Freiheit ist zugleich seine Freiheit des journalistisch teilnehmenden Beobachters dieser Welt.

Holzach sieht sich als „Wanderer zwischen den Welten, der überall zu Hause ist" – und formuliert im Überschwang: „Mein Schicksal bestimme ich, ich habe die Wahl, zu bleiben

oder wegzugehen, und der Studienrat hat sie eben nicht." Sein Können in Freiheit anderen beweisen – das ist das subjektive Deutungsmuster, das ist der Kern der individuellen journalistischen Identität Michael Holzachs. Daß kurz nach der Veröffentlichung seines autobiographischen Deutschland-Buchs Holzach bei den Vorbereitungen zur Verfilmung des Textes, erneut unterwegs, stirbt – ertrinkt, als er seinen Weggenossen, den Hund Feldmann, im strudelnden Wehr der Emscher retten will –, das ist die tragische Pointe von der Botschaft einer geglückt zu sich selbst gekommenen journalistischen Identität.

Königsquelle zur Erforschung solcher Identitäten sind autobiographische Zeugnisse. Selbst in den journalistischen Produkten schimmert oft Subjektives einer Bildungsgeschichte durch. Will man anhand autobiographischen Materials journalistische Identitätsmuster vorsichtig klassifizieren, so ist gewiß der Umgang des Autobiographen mit der eigenen Subjektivität in deren Begegnung mit der Wirklichkeit und im Ausgestalten des journalistischen Produkts ein wesentliches Kriterium. Da spielen auch Fragen der Ethik hinein. Dazu eine Zeuginnen-Stimme aus einem autobiographischen Interview von 1988 zum Thema, was denn „Minimum an journalistischem Anstand unter den gegebenen Bedingungen" sei: „Das erste wäre, daß man seine Position eingesteht. Daß man sagt: Von hier, von diesem Platz aus berichte ich. Die Lüge von der Objektivität, die in Wahrheit eine Verkleisterung von Parteinahme ist, die hat mich immer schon angewidert. Man sollte sagen, wer man ist: Ich bin Frau oder ich bin bürgerlich oder ich bin Arbeiter. Das zweite: Journalismus muß nachvollziehbar sein, die Fakten und Verhältnisse, die zu bestimmten Schlüssen führen, darlegen."

Solche Sätze richten sich auch gegen „Teile des alternativen Journalismus", gegen „dieses Gelaber über alles und jedes, ohne sich die Verantwortung des gedruckten Wortes klarzumachen. Ich bin da ziemlich altmodisch" – sagt unsere Zeugin. Was also ist der Kern ihrer journalistischen Identität? Egal, wofür du inhaltlich auch kämpfst, deinem Leser gegenüber hast du die Position deiner Subjektivität ebenso offenzulegen wie deine Recherchewege, wie deine Argumentationszüge offenzulegen sind – soweit Alice Schwarzer im Gespräch mit Uta van Steen.

Diese Betonung der vor dem Leser transparenten Subjektivität als Autorenposition mit den ebenso transparenten Wegen zum Gegenstand der Kommunikation – das verweist auf Konsequenzen des Selbstdeutungsmusters als Denkmuster fürs journalistische Handeln und zugleich darauf, daß jeder einzelne Journalist individueller Autor sein kann. Die offengelegte journalistische Subjektivität wirkt objektivierend: Durch ihr dem Leser bewußt gemachtes Dazwischensein verhindert sie die Verwechslung von Welt und Medienwelt. Aus allem folgt, daß die Entdeckung bildungsgeschichtlich wirksamer Selbstdeutungsmuster dazu führt, spielerisch und also produktiv, letztlich unterhaltsam für den Leser, mit der eigenen Autorenposition umgehen zu können.

Wer „ich" sagt als Signal fürs Ins-Spiel-Bringen seiner subjektiven Position, muß diese offenlegen. „Ich halte nichts von politischen Kommentaren, die aus dem Bauch kommen", so formuliert es Carola Stern. Wer seine subjektive Position vorm Leser, vorm Hörer, Adressaten offenzulegen hat, muß dies natürlich zunächst vor sich selbst tun – und dies kann schmerzhaft sein. „Ich leide und habe mein Lebtag darunter gelitten, keine Meinung zu haben" – dies sagt ausgerechnet Carola Stern, die doch aufgrund ihrer dezidierten Meinungen als prominenteste deutsche Hörfunk- und Fernsehjournalistin der siebziger Jahre gilt. Koketterie? „Nein, gar nicht", antwortet Carola Stern, „ich komme mir so unvollkommen mit diesem Mut und dieser Resolutheit vor. Ich möchte gerne mit meiner Bedenklichkeit gesehen werden. Mit dem Zusammenbrechen, weil man keine Meinung hat und diesem Bedürfnis nach Wärme und Herzlichkeit. Auch nach menschlicher Zärtlichkeit. Und mit dieser Angst."

Wer gibt schon gern eigene Selbstdeutungsmuster preis? Da spielt dann bei Journalisten oft das hinein, was Margret Boveri deren „Berufskrankheit" genannt hat, „die sich bis zu einer krankhaften Sucht steigern kann: das Bedürfnis, sich immer neu gedruckt zu sehen, das Verlangen nach Zustimmung, nach Lob und öffentlicher Beachtung." Von Carmen Thomas habe ich es im Gespräch mit einer Journalistenrunde nicht anders gehört: Eine narzistische Kränkung sei die Wurzel jeglicher journalistischer Identität – und nun komme es darauf an, dies nicht objektivistisch zu überspielen, sondern im Sinne klingender Subjektivität ins Spiel zu bringen.

Der journalistisch subjektive Blick schafft Objektivität, weil diese nicht für sich, sondern nur innerhalb menschlicher Kommunikation zu haben ist

Für die Selbstaufklärung, für das Verstehen und für die Verständigung über journalistische Identitäten können gerade Jugenderlebnisse als vergessene Lebenssteuerung wesentlich sein. Sie zeigen, daß Journalismus als Beruf nicht im Erfüllen einer gesellschaftlich funktionalen Rolle aufgeht. Innerhalb der journalistischen Profession mit all ihren institutions- und organisationsbestimmten Qualitäten und Deformationen glänzt das autobiographisch bestimmbare, schillernde Muster eigensinniger Selbstdeutung als Kristall journalistischer Identität. Dies prägt die Subjektivität der journalistischen Persönlichkeit, ja, es gewährt sogar Halt und Kraft. 1945 erlebt Margret Boveri den Untergang Berlins, schreiben kann sie nur noch in ihr Tagebuch, auch diesen Satz: „Ich fand immer wieder, wie so oft, daß unser Beruf uns befähigt, die Dinge besser zu überstehen, weil im Hintergrund doch immer der Gedanke ist, ‚wie werde ich das schreiben?' – selbst wenn man genau weiß, daß man es nicht ‚schreiben' wird. Aber es ist doch schon alles gleich objektiviert."

Der journalistisch subjektive Blick schafft Objektivität, weil diese nicht für sich, sondern nur innerhalb menschlicher Kommunikation zu haben ist. Das ist das Geheimnis der Dialektik von Wirklichkeit und journalistischer Identität. „Man wird fürs Lernen bezahlt, fürs Neugierigsein. Und kann sich von Sachen faszinieren, aufrütteln, abstoßen oder einfach nur unterhalten lassen, an denen man sonst vobeilebte" – so Eva Kohlrusch. Journalismus als Beruf – das ist im Blick auf die sich bildungsgeschichtlich fortentwickelnde Identität auch heute keine bloß funktionale, sondern in vielen journalistischen Lebensläufen eine existentielle Entscheidung: „Journalismus ist mein Beruf", sagt Alice Schwarzer, „Singen kann ich nicht, und im Seiltanzen bin ich auch ganz schlecht."

Anton Austermann

Wissenstransfer in die Praxis

Mitgliederbefragung durch die Schader-Stiftung

Um die Transferpraxis der Gesellschaftswissenschaften ging es in einer Umfrage, die die Schader-Stiftung im Sommer 1994 durchgeführt hat. Das Ziel der Stiftung ist die Förderung der Gesellschaftswissenschaften in ihrer Praxisorientierung und in der Umsetzung ihrer Erkenntnisse für die Lösung gesellschaftlicher Aufgaben.

Befragt wurden alle in Deutschland wohnenden Mitglieder der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft, der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft und der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Insgesamt 2237 Personen wurden kontaktiert. Die Rücklaufquote lag bei knapp 40 Prozent. Zwischen den Mitgliedern der drei Gesellschaften sind keine gravierenden Differenzen im Antwortverhalten festzustellen.

Der Anspruch, gesellschaftswissenschaftliche Forschungsergebnisse auf geeignete Weise in die Praxis zu transportieren, wird fast einhellig unterstützt. Nahezu alle Befragten sagen von sich, es sei ihnen ein Anliegen, ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse durch spezifische Aktivitäten in die Praxis zu transferieren. Als Transferwege werden überwiegend die konventionellen Formen der Wissensvermittlung wie der Vortrag, der Konferenzbesuch und das Schreiben genutzt. Auffällig ist, daß die meistgenannten Vermittlungsformen den wissenschaftstypischen Tätigkeiten entsprechen, wie dem Abhalten von Vorlesungen, der Teilnahme an Seminaren und dem Verfassen von Artikeln und Büchern. Nur wenige setzen andere, mit den traditionellen Vermittlungsformen der Wissenschaft nicht konforme Medien für den Transfer ihrer wissenschaftlichen Ergebnisse ein. So sagen lediglich 15 Prozent der Befragten, sie würden speziell für die Praxis verfaßte Kurzfassungen ihrer Forschungsberichte versenden. Zusammen mit Newsletters und den vielfältigen sonstigen Möglichkeiten gehören sie zu den kaum genutzten Wegen des Wissenstransfers. Dies nährt die Vermutung, daß der in den klassischen Formen stattfindende Transfer und damit der größte Teil der einschlägigen Aktivitäten sich durch eine relativ starke Wissenschaftslastigkeit und Selbstbezüglichkeit auszeichnet. Es kann angenommen werden, daß hinsichtlich der Umsetzung der so einhellig unterstützten Praxisorientierung noch einige Defizite bestehen.

Neben den Formen der Vermittlung wurde auch nach den verschiedenen institutionellen Kontexten gefragt, in denen Kontakte zwischen Wissenschaft und Praxis stattfinden. Hier zeigen die Gesellschaftswissenschaften ein recht hohes Aktivitätsniveau: Nahezu die Hälfte aller Befragten gibt an, an institutionalisierten Aktivitäten des Wissenstransfers in die Praxis beteiligt zu sein. Dabei wurde eine große Vielfalt an Kontexten genannt: Dies reicht von der Mitgliedschaft in wissenschaftlichen Gesellschaften, Akademien und Beiräten über verschiedene Kommissionen der Ministerien bis zu den unterschiedlichsten Arbeits- und Gesprächskreisen, Initiativen, Beratungsstellen, Zeitschriften und Vereinen.

Für die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse in die Praxis haben zahlreiche Hochschulen Transferstellen eingerichtet. Aber anscheinend gehören die Gesellschaftswissenschaften nicht zu den Arbeitsschwerpunkten der Transferstellen: Nur einem Viertel der Gesellschaftswissenschaftler an Hochschulen steht eine für den eigenen fachlichen Wissenstransfer als „hilfreich" einstufbare Transferstelle zur Verfügung. Des weiteren wurde ein sehr großes Interesse an einem gesellschaftswissenschaftlichen Informationsdienst für die Praxis geäußert.

Kontakte zwischen Gesellschaftswissenschaft und Praxis ergeben sich offenbar vor allem innerhalb zweier Typen von Arenen: Zum einen kommen Kontakte im Kontext der Wissenschaftsproduktion (z.B. empirische Projekte) und der wissenschaftlichen Selbstorganisation (z.B. Fachgesellschaften) zustande, ergeben sich also aus der professionellen Tätigkeit selbst und der Vertretung der Profession nach außen. Neben dieser Arena der „offiziellen" Kontakte finden Kontakte zwischen Gesellschaftswissenschaften und Praxis in einer schwer zu übersehenden Vielzahl von spezialisierten Kommunikationsnetzwerken statt. Hier bildet jeweils das Forschungsfeld oder Spezialgebiet der Wissenschaftler die Arena, innerhalb derer wissenschaftliche Spezialisten mit Spezialisten der Praxis kommunizieren und sich einzelne politisch oder sozial engagieren.

Tobias Robischon

NAMEN & NACHRICHTEN

Günter Bentele wurde auf der Jahrestagung in Hohenheim zum neuen Vorsitzenden der DGPuK gewählt. Zu Stellvertreterinnen wurden **Barbara Mettler-v. Meibom** und **Anna Maria Theis-Berglmair** bestimmt.

Ursula E. Koch und **Arnulf Kutsch** koordinieren ab sofort die Arbeitsgruppe „Kommunikationsgeschichte" der DGPuK. Die Arbeitsgruppe „Medienpsychologie" hat sich in AG „Rezeptionsforschung" umbenannt; neuer Koordinator ist **Hans-Bernd Brosius**. Die Arbeitsgruppe „Public Relations und Organisationskommunikation" wird in Zukunft von **Peter Szyszka** koordiniert.

Hertha Sturm hat für ihre Verdienste um die Wirkungsforschung den Wilhelm-Ebert-Preis des Bayerischen Lehrer- und Lehrerinnen-Verbandes erhalten.

Franz-Josef Eilers wurde zum Exekutivsekretär des Amtes für Soziale Kommunikation der Föderation der asiatischen Bischofskonferenzen berufen. In dieser Funktion betreut er auch Forschungsaktivitäten im Bereich Kirche und Kommunikation.

Lothar Mikos vertritt eine Professur für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Medienpädagogik an der Universität/Gesamthochschule Kassel.

Gerd G. Kopper wurde zum stellvertretenden Vorsitzenden der Kommission zur Ermittlung des Finanzbedarfs der Rundfunkanstalten ernannt. Außerdem ist er Mitglied einer Expertengruppe, die in Frankreich das Fachgebiet Journalistik evaluiert.

Helmut Scherer hat auch im Sommersemester 1995 die Vertretung der vakanten Professur für Empirische Kommunikationsforschung an der Universität München übernommen.

INSTITUTE

Zukunft als zentrales Thema

Das ISICS an der Universität Tokio

Die Universität Tokio (Tokyo Daigaku), gegründet 1879, ist stolz darauf, die erste und damit älteste staatliche Universität in Japan zu sein. Nicht zuletzt deswegen gilt sie als besonders prestigeträchtig. Dezent verweist sie darauf, daß sich ein erheblicher Teil der gesellschaftlichen Spitzen, insbesondere in der staatlichen Verwaltung, aus ihren Absolventen rekrutiert. Der Campus liegt wie eine Oase der Ruhe und akademischen Abgeschiedenheit mitten im endlos wirkenden Häusermeer der Riesenmetropole Tokio, nicht weit vom Ueno-Bahnhof. Kaum vorstellbar, daß im Zentrum der Universitätsanlage ein idyllischer See liegt, umgeben von verwildertem Wald. Ein Szenario, das an alte japanische Farbholzschnitte erinnert. Es verschafft dem sich hierher Zurückziehenden die Illusion, er sei ganz allein in dieser Stadt, in der mehr als zwanzig Millionen Menschen drei Prozent des Weltsozialprodukts erzeugen.

Problemlösungen im Visier

Nur einige Schritte sind es von diesem archaischen, an japanische Gartenbaukunst erinnernden Park zum ISICS, dem Institute of Socio-Information and Communication Studies. Unter dem Namen ISICS firmiert die Einrichtung erst seit 1992, Vorläufer gehen allerdings bis auf das Jahr 1929 zurück. Bereits damals war ein Journalism Research Office errichtet worden, 1949 erweitert zum Institute of Journalism and Communication Studies. Mit dieser Vorgeschichte beansprucht ISICS die älteste Einrichtung im Lande zu sein, die sich universitär mit Journalismus und Massenkommunikation beschäftigt.

Heute ist dort Zukunft das zentrale Thema. Freilich hat sich in den letzten Jahrzehnten das Interesse vom Journalismus wegbewegt, hin zur Massenkommunikation und weiter zu Prozessen der sozialen Kommunikation und den Informationsflüssen in fortgeschrittenen Industriegesellschaften. Zur Zielsetzung heißt es in einer Selbstdarstellung, das ISICS ziele darauf, „die Bedeutungen und Strukturen menschlicher Gesellschaften vom Blickwinkel der Sozio-Information zu verstehen. Da Sozio-Information, ihre Aktivitäten und ihr System wie Neuronen und neurale Verbindungen wirken, können interdisziplinäre Studien des Charakters von Sozio-Information eine erhebliche Rolle bei der Analyse großer Felder sozialer Probleme und bei dem Vorschlagen neuer Ideen und Rahmen für Problemlösungen spielen; speziell in der heutigen informatisierten Gesellschaft, in der die radikalen Entwicklungen von Computern, Mikroelektronik und Telekommunikationstechnologien die grundlegenden Entwicklungsphasen von Massenmedien, Industriestrukturen, rechtlichen oder politischen Systemen und das menschliche Verhalten verändert haben." Gibt es eine deutsche Einrichtung, die sich vergleichbar konsequent den Herausforderungen der Zukunft stellt?

Dieses Selbstverständnis wie auch die Lehr- und Forschungsprogramme machen deutlich, daß praktischer Journalismus kein bedeutsamer Gegenstand ist; wir würden sagen, das Institut hat sich einer breit verstandenen Kommunikationswissenschaft verschrieben. Aber diese über die Jahre erfolgte Reduzierung der journalistischen Seite ist nicht unumstritten. Es gibt auch Plädoyers für ihre Stärkung. In Lehre und Forschung wird eine substantielle Interdisziplinarität erkennbar, unter deren Vorzeichen Gebiete wie Recht, Politik, Ökonomie, Psychologie, Soziologie und Informatik in die Analyse des Phänomens Kommunikation einbezogen werden.

Nicht einmal die „taz" fehlt

Gegliedert ist das Institut in drei (Forschungs-) Gebiete, die wie folgt auf Abteilungen verteilt sind: Information and Media Division, Information Behavior Division und Information and Society Division. Typische Forschungsprojekte befassen sich mit Fragen des sozialen Systems und des menschlichen Verhaltens in fortgeschrittenen Informationsgesellschaften, mit internationalen Informationssystemen, Informationsproblemen von Gemeinschaften, Alltagsveränderungen im Informatisierungsprozeß etc. Die Aktualität der Themen und die Breite der Herangehensweise unterstreicht eindrucksvoll die Anpassungsfähigkeit der japanischen Wissenschaftler an die neuen technischen und inhaltlichen Bedingungen.

Das hervorragend untergebrachte und ausgestattete Institut verfügt über eine eigene beachtliche Bibliothek, insgesamt werden 80 000 Bücher und 850 Fachzeitschriften bereitgehalten. Dazu kommt eine große Zeitungssammlung, die – dem digitalen Trend der Zeit folgend – vor kurzem in Multi-Media-Bibliothek umbenannt wurde. Unter den 330 Tageszeitungen aus aller Welt fehlt nicht einmal die deutsche „taz". Die hervorragende Ausstattung mit deutschen Schriften rührt sicherlich auch daher, daß Tatsuro Hanada, der viele Jahre in Süddeutschland lebte, am ISICS eine Professur innehat. Er ist aus seinen deutschsprachigen Arbeiten, in denen er uns in die Geheimnisse des japanischen Mediensystems eingeführt hat, noch gut bekannt.

Ideale Arbeitsbedingungen

Das Institut bietet Veranstaltungen auf Undergraduate- und Graduate-Ebene an, jedes Jahr werden einige fünfzig Studierende zugelassen. Dazu kamen 1994 noch 28 Postgraduates. Die Kommunikationswissenschaft steht im Mittelpunkt, journalististische Themen werden eher nachrangig behandelt (der beste Ort dafür ist in Tokio die private Sophia Universität).

Für fortgeschrittene Studierende mit einem Forschungsinteresse in Richtung Japan ist ein Aufenthalt am ISICS möglich. Interessenten aus Deutschland müssen Sprachkenntnisse nachweisen, sich um einen Studienplatz bewerben und parallel ein Stipendium besorgen. Man muß wissen: Die Kosten für den Lebensunterhalt sind horrend hoch, als Gegenleistung bietet die Universität Tokio allerdings ideale Arbeitsbedingungen. Auch für einen Forschungsaufenthalt empfiehlt sich das sehr renommierte und international orientierte ISICS. Dazu kommt die einzigartige Gastfreundschaft der dortigen Kollegen: In Hamburg kann ich von den Arbeitsbedingungen nur träumen, wie man sie mir hier ganz selbstverständlich einräumte.

Hans J. Kleinsteuber

SELBSTPORTRAIT

Fachzeitschriften stellen sich vor (13): TelevIZIon

Daß wir im zweiten Halbjahr 1993 das Titelthema „Kinder und Werbefernsehen" gewählt haben – und damit für einen breiten Leserkreis unter anderem programmpolitische wie wissenschaftliche Denkanstöße geben konnten – hatte einen wenig spektakulären Grund. In der Literaturdatenbank des Internationalen Zentralinstituts für das Jugend- und Bildungsfernsehen (IZI) häuften sich zu dieser Zeit Artikel und Fachbücher (meist aus den USA) zum Thema Werbung im Fernsehen. Weil diese Literatur überwiegend auch im Original bei uns vorhanden ist, konnte gleich mit der Ausarbeitung eines zweiteiligen Literaturberichts begonnen werden, mit den Schwerpunkten Werbung im Programm und Werbung als Gegenstand der Forschung.

Uns besonders wichtig erscheinende, weil empirisch belegte Forschungsergebnisse wurden im Dokumentationsteil von „TelevIZIon" noch einmal detailliert dargestellt. Ein ausführliches Interview mit einem Creative Director, der seit Jahren erfolgreich Werbespots produziert, die sich an Kinder richten, war ebenso Bestandteil dieses Heftes wie Überlegungen eines Mitarbeiters einer Landesmedienanstalt über die von intensiver Werbung umrahmten Kinderprogramme kommerzieller Anbieter. Eröffnet wurde das Heft mit Ergebnissen einer Kinderbefragung, die das IZI zusammen mit der Medienforschung des ZDF durchgeführt hatte, um aktuelle Einschätzungen von Kindern zu Werbespots im Fernsehen zu ermitteln.

Nicht immer gelingt es, ein Titelthema so umfassend zu bearbeiten. Die Absicht, Forschungsergebnisse und Programmentwicklungen im Fernsehen in einen lesbaren Zusammenhang zu bringen, treibt uns aber immer wieder an. So zum Beispiel bei den Themen „Fernsehdramaturgie im Kinderprogramm", „Marktchancen des Kinderfernsehens", „Zeichentrick im Kinderprogramm" und für das gerade Programmacher herausfordernde Thema „Fernsehnachrichten für Kinder". Anlaß für dieses Heft war wieder die beachtliche internationale Fachliteratur hierzu, aber auch eine Programmentscheidung im Bayerischen Fernsehen, nämlich Nachrichten für Kinder, von Kindern präsentiert, auszustrahlen. Die damals zwölfjährige Lucilla meinte übrigens auf die im Rahmen einer Akzeptanzstudie gestellte Frage, ob Nachrichten für Kinder wichtig seien: „Nachrichten braucht man, sonst läuft man rum wie ein blindes Huhn."



Dreißig Jahre IZI (Gründung 1965) erzwingen den Blick in die Vergangenheit und natürlich nach vorn. Außer der Zeitschrift „TelevIZIon" gibt das IZI seit vielen Jahren eine deutschsprachige und eine englischsprachige Schriftenreihe heraus. Es publiziert einen „Bibliographischen Dienst" und ist Veranstalter von kurzen Seminaren wie mehrtägigen internationalen Konferenzen. Immer kreisen unsere Gedanken um das Kinder-, Jugend- und neuerdings auch wieder um das Bildungsfernsehen – aus dem Blickwinkel der Kommunikations- bzw. Medienforschung, deren Ergebnisse wir Programmachern nahebringen wollen. Ebenso aber möchten wir die wissenschaftliche Diskussion von Fernsehprogrammen für Kinder weiter vorantreiben.

Hat dieser Ansatz noch Zukunft? Bleibt das immer noch ungebrochene Interesse der Kinder an diesem Medium, so wie es seit vielen Jahren zu beobachten ist – Fernsehen als unumstrittene Lieblingsbeschäftigung – erhalten? „TelevIZIon" hat in seinem Themenheft „Kindermedien" deutlich gemacht, wie selbstverständlich Kinder heute mit vielen Medien in ihrem Alltag umgehen: mit dem Radio, mit CDs, Kassetten, Comics, Videos und auch mit Kinderzeitschriften.

Die Multimedia-Generation ist längst Realität. Über deren Medienverhalten auch künftig sachlich zu berichten, kann nur im Interesse von uns allen sein. Kinder als Zielgruppe dürfen nicht nur den Jugendschutz interessieren, Kinder als Rezipienten müssen vor allem Herausforderung und Verantwortung für sämtliche Programmanbieter bedeuten. Eltern, Lehrern und anderen Experten einen ständigen Diskurs darüber zu ermöglichen, wie Kinder mit ihren Medien umgehen, ist nicht nur der innige Wunsch von Medienpädagogen. Als das Konzept von „TelevIZIon" entwickelt wurde, sollte insbesondere das Interesse von Lesern geweckt werden, die nicht ständig mit Fachliteratur umgehen. Von diesen guten Vorsätzen ist in der Realität nicht allzuviel übrig geblieben. Daß nicht mehr Schulen oder einzelne Lehrer „TelevIZIon" beziehen, bleibt eine schmerzliche Erfahrung. Denn ohne Kenntnis dessen, was Kinder im Fernsehen anschauen, warum sie bestimmte Programme und Figuren so mögen, wie sie Fernseherlebnisse in ihr Alltagsleben integrieren, ist Medienerziehung nicht vorstellbar.

Die Medienzukunft ist ganz nah, die Arbeit an den neuen Datenautobahnen in vollem Gange: technisch, juristisch, ökonomisch. Weniger klar ist, was denn nun genau befördert werden soll. Wie auch immer künftige Programmgestaltung in digitalisierten Netzen aussehen wird, das Interesse an Kindern bleibt. Dafür sorgt schon die Werbewirtschaft.

Das IZI hat sich in den letzten dreißig Jahren als ein zuverlässiger Wegweiser in dem komplizierten Beziehungsgeflecht „Kinder-Fernsehen-Forschung" erwiesen. Hierbei hat „TelevIZIon" eine wichtige Funktion und seinen Leserkreis gefunden. Dieser könnte freilich noch größer sein. *Paul Löhr*

Steckbrief

Gründung: 1988
Auflage: 1000 Exemplare
Zielgruppe: Programmacher, Medienwissenschaftler, Medienpädagogen, Studierende, Fachjournalisten, Lehrer, Medienreferenten, Kinder- und Jugendexperten
Erscheinungsweise: zweimal jährlich
Herausgeber: Internationales Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen (IZI) beim Bayerischen Rundfunk
Redaktion: Paul Löhr
Redaktionsassistenz: Rosemarie Hagemeister
Bezug: kostenfrei
Redaktions- und Bezugsadresse: Rundfunkplatz 1, D-80335 München, Telefon (089) 5900-2140, Telefax (089) 5900-2379

RÜCK-BLICK

Gezähnte Erinnerungen

Briefmarken mit Medienmotiven

Unter 61 markanten Kandidaten sich zu entscheiden und die richtige Wahl zu treffen, ist schwierig. So viele Bewerber gab es für die Gestaltung einer Sondermarke, die mit dem Metier der Medienleute zu tun hat: „Freiheit der Meinungsäußerung" heißt das Motiv, das darzustellen war. Läßt sich das überhaupt umsetzen, verständlich machen? Einer hat es geschafft: der Graphik-Profi Paul Effert. Mit seinem Mund, seinem „a" und seinem Auge, im Original violett, rot und blau, zu deuten als Symbole für Wort, Schrift und Bild, so meinte der zuständige Kunstbeirat des Bonner Postministeriums, habe Effert die heikle Aufgabe am besten gelöst.



Also wurde aus seinem Entwurf das Sonderpostwertzeichen, millionenfach gedruckt, seit 6. April 1995 an den Postschaltern der Republik, mehr als ein buntes, hübsch anzusehendes Bildchen. 14 Jahre sind vergangen, seit die Post eine lose Serie „Grundgedanken der Demokratie" begann, die mit dieser Ausgabe fortgesetzt wird. Doch warum ist der Mund fest geschlossen, wenn es doch um das Äußern geht, mag man sich fragen, und warum läuft der kurze Slogan „Freiheit der Meinungsäußerung" vertikal und nicht horizontal (während schon längere Auszüge aus Römischen Verträgen und Grimmschem Wörterbuch, Heimatvertriebenen-Charta und Deutschlandlied von links nach rechts auf Marken plaziert wurden)? So ist er nicht ganz leicht zu lesen und nimmt der Marke etwas von ihrer Wirkung, ihrer Zuordnung.

Efferts Konkurrenz war stark: Neben ihm reichten vier weitere erfahrene Graphiker Vorschläge ein, aber auch 22 Münchner Studentinnen und Studenten dieses Faches – einmal im Jahr lädt die Post den Nachwuchs ein, sich in Kleingraphik zu versuchen. Schade, daß von ihnen keine(r) zum Zuge kam. Meine Wahl wäre auf einen der beiden Entwürfe von Michael Vitzthum gefallen – auch, weil er gezielt Schlagworte aus der Mediendebatte horizontal und zugleich geheimnisvoll ins Mini-Bild mit Zähnung bringt. Daß, nebenbei gesagt, die ersten Marken des 19. Jahrhunderts noch keine Zähnchen hatten, sondern sie erst bekamen, als sie mit 14 Jahren pubertierten, gehört zu den vielen schönen Episoden der Philatelie.

Der Kunstbeirat hat also Paul Efferts Ideen bevorzugt, und Postminister Wolfgang Bötsch hat sich dem angeschlossen. „Er ist nicht an diese Empfehlung gebunden, er könnte sich für einen anderen Entwurf entscheiden", erklärt Katrin Wiesenhütter, eine ebenso freundliche wie erfahrene Sachbearbeiterin im Referat Postwertzeichen des Bundesministeriums für Post und Telekommunikation. Vorgekommen sei das allerdings, nach ihrer Erinnerung, noch nie.



Marken mit Medienbezug gibt es gegenwärtig relativ reichlich (warum relativ, darauf kommen wir gleich zu sprechen). Kürzlich ist eine Marke zu „Hundert Jahre Radio" erschienen. Sie zeigt den jungen Marconi, der 1895 mit seinen Experimenten begann. Radio im heutigen Sinn gab es damit freilich noch nicht.

Während Rundfunk, Telekommunikation, Post- und Buchwesen wiederholt Anlaß zu Briefmarken lieferten, hat der Kunstbeirat mit Presse und Journalismus leider wenig im Sinn. Dabei steht im Begleitheft für das Deutsche Postmuseum in Frankfurt am Main geschrieben: „Die Geschichte der Zeitung ist wie die der Post eng verbunden mit der Geschichte der Nachrichtenübermittlung. Die Beziehungen zwischen Post und Zeitungswesen sind in Deutschland so alt wie die Post selbst."

So richtig das ist – schade ist es schon, daß unsere Post Deutschland als Ursprungsland neuzeitlicher Publizistik mit deren zahlreichen Pionierleistungen und den ältesten Tages- und Wochenzeitungen der Welt kaum wahrnimmt. Ein paar Motive sind in den letzten Jahren aber doch zusammengekommen: Die Deutsche Bundespost Berlin gab 1989 zwei einschlägige Marken heraus. Die eine zeigt Hannah Höchs Bild „Journalisten", die andere würdigt Carl von Ossietzky und seine „Weltbühne". Auf der Schwitters-Marke von 1987 ist gar ein Zeitungsschnipsel zu sehen.

Briefmarken erscheinen häufig zur Erinnerung an Jahresjubiläen. Als Egon Erwin Kischs 100. Geburtstag im Kalender stand – das war 1985 –, bestrafte ihn die Post mit einer rundherum mißglückten Marke. Kisch wurde kurzerhand ins Gegenteil verkehrt, also gespiegelt, so daß er nicht mehr mit der rechten Hand den Hörer hielt, sondern mit der linken und damit am nämlichen Ohr telefonierte. Kischs Gesicht wurde streifenweise verschoben und verzerrt, die berühmte Zigarette wegen fehlender Vorbildlichkeit zensiert, die Freiheit der Rauchzeichenäußerung eingeschränkt. Auch damals gab es eine schwierige Entscheidung: die Wahl zur schlechtesten Marke des Jahres. Kisch, der so viele Meisterwerke geschrieben hat, hat sie glatt und unschuldig gewonnen.

Eckart Klaus Roloff

AUSLAND

Kollektiver Lernprozeß

Als Gastprofessor in Montreal

Wer an Nordamerika denkt, denkt meist an die Vereinigten Staaten und dann liegt die Annahme nahe, daß Kanada in Hochschule und Gesellschaft und in deren gegenseitigen Beziehungen ähnlich strukturiert sei. Beim Gastsemester an der McGill University in Montreal habe ich im vergangenen Herbst die Gültigkeit dieser Annahme überprüfen und ihre begrenzte Richtigkeit feststellen können.

Die kanadische Kommunikationswissenschaft ist trotz Harold Innis und Marshall McLuhan gerade erst ein Vierteljahrhundert alt, jedenfalls dann, wenn man das Angebot von Graduate Studies als Maßstab nimmt. 1970 wurde an der McGill University der erste Graduate-Studiengang mit M.A.- und Ph.D.-Programm gegründet. Heute gibt es in Kanada mehr als ein Dutzend Graduate-Programme landesweit und sicher mehr als zwei Dutzend Undergraduate-Angebote.

Kanada hat beim Aufbau seiner Kommunikationswissenschaft vom Vorbild der Vereinigten Staaten profitiert und dies nicht nur in konzeptioneller, sondern auch anfangs in personeller Hinsicht. Inhaltlich ist der weite Kommunikationsbegriff hervorzuheben, der Kommunikation nicht auf Massenkommunikation verengt, sondern vor allem auch die ästhetische Dimension akzentuiert. Darin spiegeln sich auch die Herkunft des Faches in weiten Teilen aus der Literaturwissenschaft (Cultural Studies) und die starke Affinität zum Medium Film bzw. gleichermaßen zum fiktionalen Inhalt von Fernsehen und Video wider. Auch die durch die digitalen Medien – vom PC bis zu Internet – angestoßenen Kommunikationsrevolutionen werden in Forschung und Lehre stark beachtet. Vergleichsweise gering ist der Stellenwert der traditionellen Medien (Zeitung, Zeitschrift, Hörfunk, Fernsehen). Es scheint, daß dieser Trend gleichläuft mit der gesellschaftlichen Entwicklung, denn diese Großmedien verlieren offenbar an Bedeutung und Einfluß.

Die Einbindung des Faches in spezifische Berufsfelder scheint nicht so eng zu sein, wie in der Bundesrepublik angestrebt. Es geht der kanadischen Kommunikationswissenschaft auch nicht in erster Linie darum, Journalisten auszubilden. Dieses Berufsfeld spielt gewiß für einen Teil der Absolventen eine Rolle, aber Kommunikationsmanagement bei Verlagen, Rundfunkanstalten und in der staatlichen Verwaltung hat eine wesentlich stärkere Bedeutung. Auch die Studentenzahlen sprechen eher dafür, daß nicht primär für den Journalismus ausgebildet wird. Im vergangenen Herbst studierten an der McGill University 67 Studenten Kommunikationswissenschaft, die überwiegend nach dem M.A. strebten. Eine große Gruppe von ihnen stammte aus dem Ausland, wie überhaupt die Studentenschaft dort sehr international zusammengesetzt ist.

Der kanadische Universitätsalltag stellt sich als Lernprozeß dar, in den Dozenten und Studenten gleichermaßen eingebunden sind. Dabei geht es auf den ersten Blick um zeitlich ausgedehnte, intensive Diskussionen in den Lehrveranstaltungen. Allerdings ist das strukturierende Element nicht der mündliche Austausch, sondern Lesen und Verfassen von Texten.

Im Gegensatz zu meinen Erfahrungen in der Bundesrepublik habe ich feststellen können, daß die Studenten einen hohen Aufwand an wissenschaftlicher Lektüre betreiben, der sich nicht nur auf die für das jeweilige Seminar angegebene Pflicht- und Kür-Literatur bezieht. Hinzu kommt, daß die Übung der Studenten im Abfassen wissenschaftlicher Texte größer ist. Es gibt keine Abneigung gegen die schriftliche Form wissenschaftlicher Arbeit, vielmehr ist sie das eigentliche Ziel. Während in Seminaren in Deutschland immer wieder die schriftliche Fixierung ausbleibt oder nach meinen Erfahrungen qualitativ weit hinter den Anforderungen und oft auch hinter den mündlichen Redebeiträgen zurückbleibt, habe ich an der McGill University ganz gegenteilige Erfahrungen gemacht.

Die schriftlichen Beiträge der Studentinnen und Studenten sind gut fundiert, klar, teilweise kontrovers formuliert und sie werden zum vereinbarten Zeitpunkt vorgelegt. Zugrunde liegt eine Studenten und Dozenten offenbar gemeinsame Idee von Wissenschaft als kollektivem Lernprozeß, der nur durch Selbstdisziplin auf beiden Seiten fruchtbar werden kann. Die Verbindlichkeit des Lernens an der Hochschule ist sehr viel höher, als ich sie aus Deutschland kenne.

Humboldt als Vorbild

In Kanada kann man nach 14 Tagen eine Lehrveranstaltung nicht mehr wechseln, und die Normen für die Leistungsanforderungen liegen fest. Scheine für bloßes Dabeisitzen sind unbekannt. Wer nicht die geforderten mündlichen und schriftlichen Leistungen erbringt, hat den Kurs nicht bestanden. Das führt dazu, daß bereits zu Beginn eines Semesters genau überlegt wird, welche von den vorgeschriebenen Lehrveranstaltungen ein Student wählt und welche etwa noch dazu.

Die hohen Leistungsanforderungen wirken disziplinierend. Wer zuviel Veranstaltungen wählt, hat keine Chance, sie gleichermaßen zu bestehen. Natürlich hat dieses System auch Auswirkungen auf die Dozenten. Sie müssen wohl vorbereitet sein, aber nicht um, wie ich es in Deutschland kennengelernt habe, eineinhalb Stunden als Alleinunterhalter zu bestehen, sondern um aus der Diskussion mit Studenten etwas zu lernen. Das ist eine ausgesprochen angenehme Erfahrung, die ich nicht missen möchte.

Von Deutschland her betrachtet ist das um so ungewöhnlicher, weil praktisch alle kanadischen Studenten, die ich kennengelernt habe, einer regelmäßigen beruflichen Tätigkeit nachgehen. Entweder sind sie an der Hochschule in den einen oder anderen Job eingebunden, oder, was

IMPRESSUM

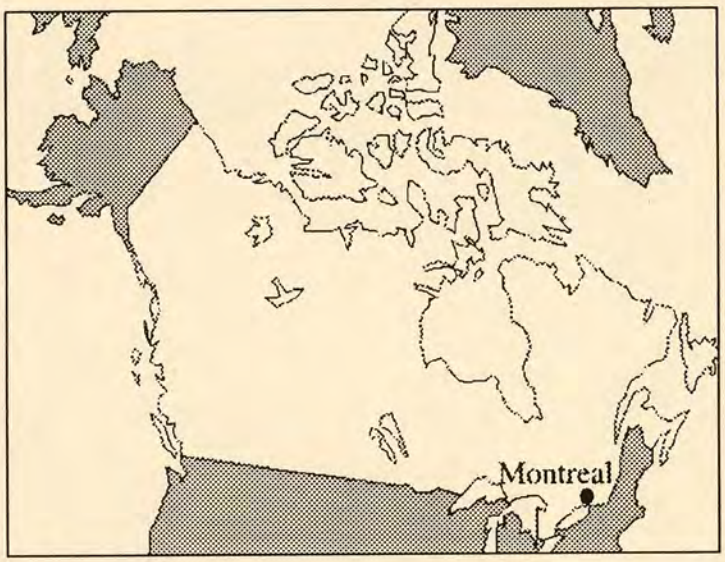
Herausgeber: Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft (DGPuK)
Redaktion: Walter Hömberg
Erscheinungsweise: Dreimal jährlich; Redaktionsschluß für die nächste Ausgabe: 15. Oktober 1995
Produktion: Wolfgang Pütz
Druck: Eichen-Druck, Eichstätt
Redaktionsanschrift:
Lehrstuhl für Journalistik I
Katholische Universität Eichstätt
Ostenstraße 26
D-85072 Eichstätt
Telefon (08421) 93-1564 / -1562
Telefax (08421) 4361

häufiger vorkommt, sie arbeiten nebenher bei Dienstleistungsunternehmen und Verwaltungen.

Die in den letzten Monaten bei uns geführte Diskussion, ob wie bisher nach dem vierten Semester oder bereits nach dem zweiten Semester eine Leistungsprüfung von Beziehern öffentlicher Stipendien stattfinden solle, nimmt sich von Kanada gesehen grotesk aus. Dort wird in jeder Lehrveranstaltung die Leistung überprüft. Die Organisation der Studiengänge und des Studiums unterscheidet sich erheblich von der in der Bundesrepublik. Dabei scheint mir das Schlagwort, das in der europäischen Diskussion häufig benutzt wird, die Lehre sei verschult, wenig hilfreich, um die Unterschiede zu bezeichnen. Viel wichtiger scheint mir, daß dort nachprüfbare Zielerreichung eine größere Rolle spielt. Die Lehrveranstaltungen sind von überschaubaren Studentengruppen belegt. Das gibt die Chance, jeden einzelnen Studenten nicht nur in seinem Leistungsvermögen und Studienstand gut kennenzulernen, sondern ihm auch auf den Einzelfall abgestellt zu helfen.

Im Graduate-Bereich werden in jeder Lehrveranstaltung mindestens 350 Seiten wissenschaftliche Literatur pro Trimester vorausgesetzt. Sie wird in den Stunden behandelt und ihr Verständnis in Klausuren überprüft. Im Undergraduate-Bereich geht das überwiegend mit Fragebogen, im Graduate-Bereich beispielsweise durch wöchentlich abzuliefernde Journale. Meist wird auch in Vorlesungen ein mündlicher Beitrag gefordert. Seine Bewertung, wie die der Semesterarbeiten in Seminaren, wird grundsätzlich mit jedem Studenten in einem ausführlichen Gespräch behandelt. Gute Leistungen sind für die Fortführung des Studiums notwendig. Die Noten werden von den Dozenten nach Abschluß des Semesters an das Fakultätsstudienbüro geleitet und dort ausgewertet. Das gilt auch für die studentischen Bewertungen der Lehrleistung der Dozenten, die per Fragebogen gegen Ende eines jeden Semesters in jeder Veranstaltung erhoben werden. Auch diese Noten, die die Studenten den Dozenten erteilen, spielen eine große Rolle, beispielsweise bei Vertragsverlängerungen und Berufungen bzw. Ernennungen.

So oder ähnlich muß die deutsche Universität nach Humboldt ausgesehen haben. Ich habe selten so gut vorbereitete und interessierte Studenten kennengelernt wie in Montreal. Denselben Eindruck hatte ich bei Gastvorträgen, die ich an anderen kanadischen Hochschulen und an Hochschulen im Osten der Vereinigten Staaten halten konnte. Allerdings sind die kleineren Teilnehmerzahlen nur ein Gesichtspunkt, der eine notwendige, aber nicht hinreichende Bedingung darstellt. Wichtig ist das ganz anders geartete Qualifizierungssystem des wissenschaftlichen Nachwuchses, das keine Habilitation kennt, sondern über eine Reihe befristeter Verträge unterschiedlicher Qualität dafür sorgt, daß die Chance zur Ausbildung gegeben ist und zugleich als Zeit durchaus wohlwollend durchgeführter Prüfung angesehen werden kann.



Außerdem spielt wohl eine entscheidende Rolle, daß die kanadischen Studenten für jedes Trimester eine Studiengebühr zu zahlen haben. In Kanada sind das jeweils 1000 Mark. Dies bewirkt, daß kanadische Studenten regelmäßig an der Hochschule auftauchen und nicht nur Parkstudenten sind. Vielmehr sind sie sehr daran interessiert, auch einen Gegenwert in der Lehre, eine Förderung ihres Fortschrittes zu erwarten und gegebenenfalls einzufordern. Durch solche Regelkreise erübrigt sich viel Ärger, der an deutschen Hochschulen zum Alltag gehört. Soziale Härten müssen dadurch nicht entstehen, denn es gibt Stipendienmöglichkeiten, die auch die Hochschule zur Verfügung hat.

Von Kanada können wir lernen, daß Lehrveranstaltungen eine Quelle für Forschung und Wissenschaft sein können und nicht nur eine Belastung. Und auch eine weitere Randbedingung ist wichtig: Die Professoren sind verpflichtet, zwei von drei Trimestern zu lehren. Im dritten Trimester sind sie frei zu forschen, eine Gastdozentur wahrzunehmen oder sonst zu tun, was sie für ihr in der Regel wissenschaftlich definiertes Lebensziel machen möchten. Einer meiner Kollegen in Montreal zog sich dann immer zu schriftstellerischer Arbeit nach Mexiko zurück. Er gehört zu der kleinen Gruppe bedeutender kanadischer Erzähler. Dieses dritte Trimester wird von der Hochschule allerdings nicht bezahlt.

Alle fünf Jahre werden im übrigen die Hochschulprogramme von einem Team von Fachkollegen anderer Universitäten evaluiert. Das Programm wird an seinen eigenen Zielen genauso gemessen wie an Anforderungen, die sich aus dem Wandel der Wissenschaft und auch der Praxis ergeben. Die Evaluation gibt der Hochschule Hinweise, wie mit dem Programm weiter zu verfahren ist, und das kann für die Hochschule durchaus von Interesse sein: Eine schlechte Zielerreichung geht nicht nur zu Lasten der Studenten, sondern auch zu Lasten der Hochschulen, denn es entsteht die Gefahr, daß sich weniger Studenten einschreiben, also Einnahmeverluste eintreten. Gewiß ist, daß sich heute auch in Kanada keine Universität von den Studiengebühren finanzieren kann, aber sie stellen einen wichtigen Posten dar, der natürlich so groß wie möglich sein soll.

Hans Bohrmann

SCHLUSSWORT

„Lesen gehört wie Essen, Trinken und die Liebe zu den Dingen, die man selber machen muß“

Johannes Gross